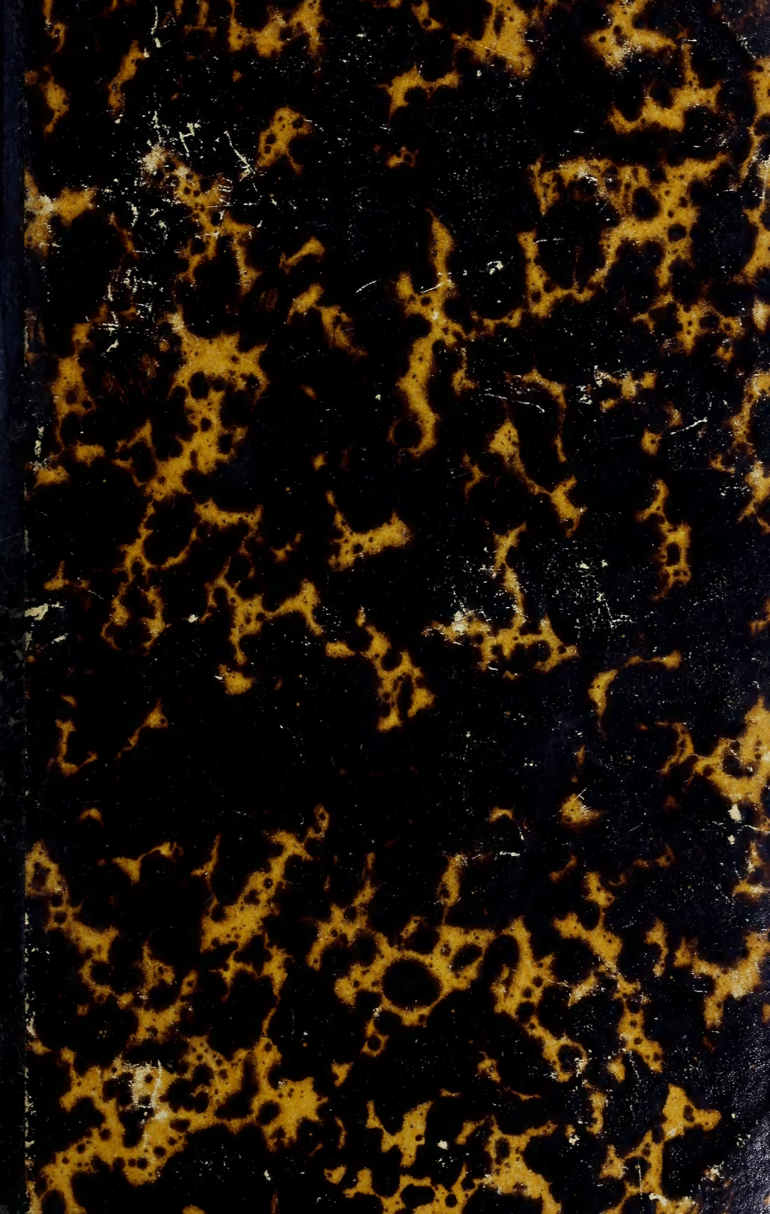
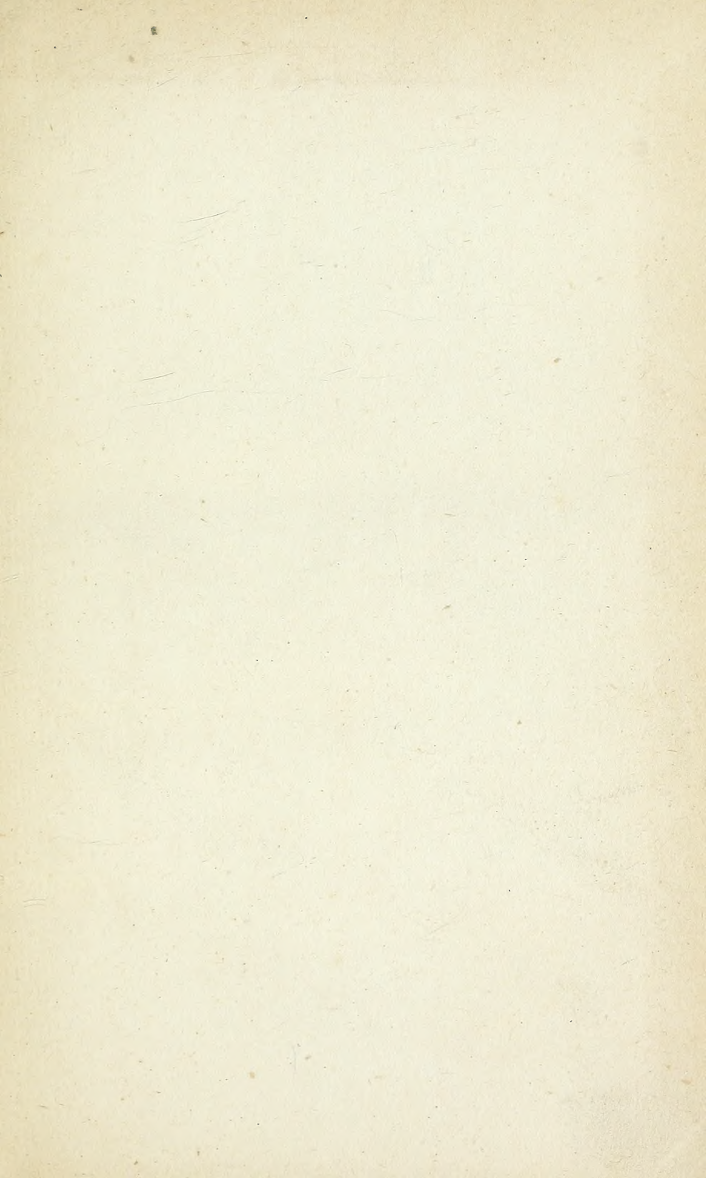
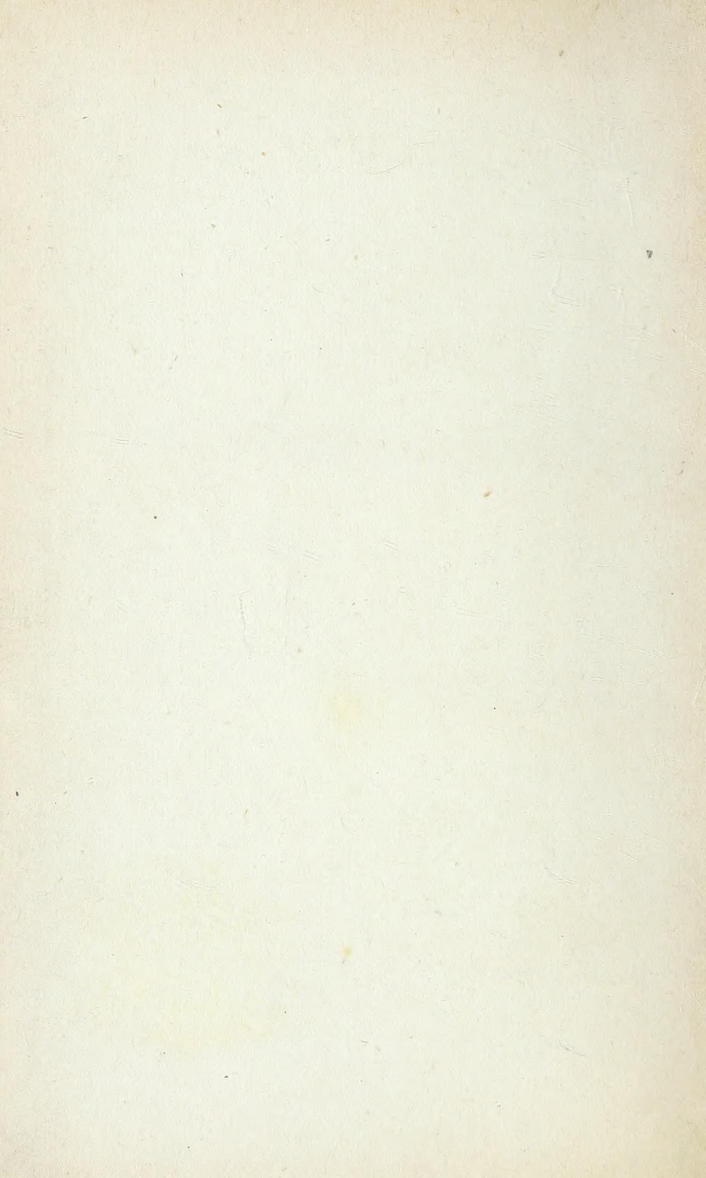
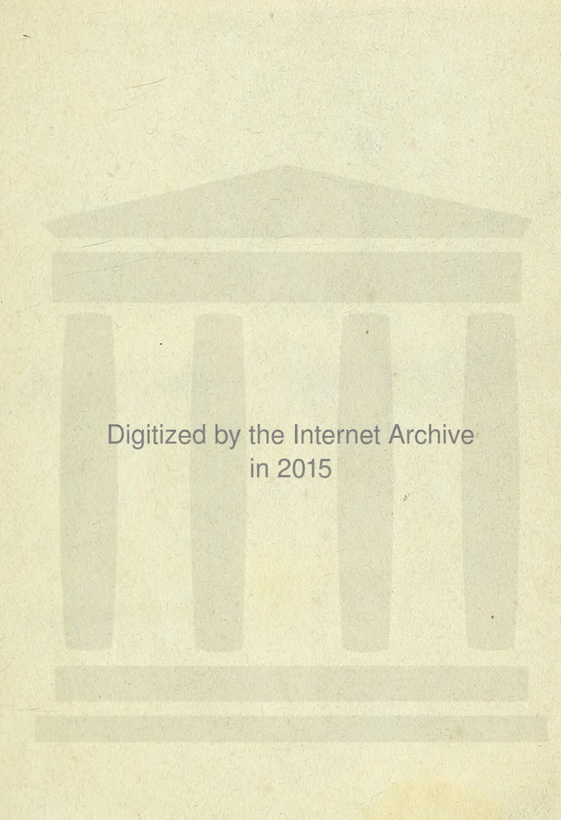








S. 34.



Ausführung u. Stich d. Manz'Kunst-Verlag.

Herchenbach, der Besuch vom Missisippi

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Der Besuch vom Mississippi.

Eine Erzählung

für Volk und Jugend.

Von

Wilhelm Herchenbach.

Zweite, vom Verfasser revidirte Auflage.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1869.

I.

Der Fremde.

Die Vögel waren bereits zur Ruhe und auch die Sonne neigte sich zum Untergange. Still war es rings umher und der Fluß, die klare Sieg, wand sich geräuschlos zwischen den Hügelketten, die sie auf beiden Ufern bis in die blaue Ferne hinabbegleiteten. Da, wo das Thal sich erweitert und der Fluß sich fest an der nördlichen Bergreihe vorüberdrängt, stand auf einem vorspringenden Hügel eine ärmliche Strohhütte, wo es jetzt, in der späten Herbstzeit, den Bewohnern schon recht kalt werden mochte; denn die gelben Lehmwände schienen eben nicht viel Schutz zu bieten. Hier und dort zeigten sich Löcher in denselben, und das Dach war in einem sehr zerfallenen Zustande. Aus dem Schornsteine drang dicker, weißlicher Rauch, der in kerzengerader Richtung himmelan stieg. In einiger Entfernung auf einer höhern Bergkuppe lag, vergoldet von der scheidenden Abendsonne, das prachtvolle Schloß des Grafen von Siegau, aus dessen weiten Gehöften zuweilen das Bellen der Jagdmeute herüber klang. Hinter dem Schlosse ver-

lor sich ein weiter Bergwald in die Ferne, dessen dunkelgrünes Nadelholz gegen die gelben, bereits abfallenden Blätter der tiefer liegenden Eichen- und Buchenwälder einen angenehmen Contrast bildete.

Aus der ärmlichen Hütte trat ein kleiner, munterer Knabe, dessen helle Augen und frischrothe Wangen einen gar angenehmen Eindruck machten und Jeden für das offene, liebe Gesichtchen einnahmen, wenn auch die weißleinene Jacke und die Hose von demselben Stoffe genugsam zeigten, daß er mit Armuth und Entbehrung vertraut war.

Singend und pfeifend eilte er den Hügel hinab an den Fluß, blieb dort stehen und schnellte in kindlicher Fröhlichkeit glatte Steinchen in schräger Richtung über das Wasser. Diese Steinchen tanzten gar lustig aus dem Wasser heraus und wieder hinein und bildeten eine lange Reihe von sich erweiternden Wasserringen auf der Oberfläche des Flusses. Nachdem er sich eine Weile so vergnügt hatte, hüpfte er weiter das Thal hinab, bog die Weiden, die den Fluß einschlossen, auseinander und rief: Vater, Vater!

Ein Fischer wurde jetzt sichtbar, der aus einer versteckten Bucht hervorkam und auf den Ruf des Knaben schneller ruderte. Nach kurzer Fahrt stieß er an's Ufer, wo er den Kahn an die Weiden befestigte und dann das würdige Gesicht, aus dem Heiterkeit und Rechtschaffenheit hervorleuchtete, dem Knaben zuwendete, indem er sprach: „Was gibt's, Anton, daß du so hastig rufst?" „Das räthst du nicht, Vater," erwiederte Anton; „es ist etwas ganz Neues zu Hause vorgefallen." „Das wäre," sprach der Vater

mit anscheinender Verwunderung. „Wenn es etwas ganz Neues ist, dann werd' ich's wohl schwerlich errathen!“

„Sieh nur,“ fuhr Auton fort, „wie der Rauch so lustig aus unserm Schornstein steigt! Die Mutter backt Kuchen und allerlei Leckereien, und es stehen so viele irdene Töpfchen am Kohlfeuer, als ob Morgen Kirmeß wäre.“

„Und was hat denn das Alles zu bedeuten?“ fragte der Vater.

„Ich will dir's nur sagen,“ entgegnete Anton freudig herumspringend. „Vor einer halben Stunde bellte der kleine Kastor so gewaltig, als ob die große Katze vom Schlosse ihm zu nahe gekommen wäre. Aber es war keine Katze Vater, es war ein großer stattlicher Herr, gegen den er so wild that. Als ich zum Fenster hinaus schaute, um zu sehen, was Kastor habe, da stand der Herr gerade vor meiner Nase und fragte, wo der Fischer Jonas Steinbacher wohne. Ei, sagte ich, der wohnt ja hier und ist eben draußen auf dem Fischfang. Die Mutter säuberte gerade dem Hans den Käfig, aber als sie die Stimme hörte, ließ sie den Käfig Käfig sein und eilte vor die Thüre. Husch war der Hans zum Fenster hinaus und auf dem Dach, indem er in einem fort schrie: Spitzbub, Spitzbub! Und als ich hinaus lief, um den Hans zu holen und den Fremden zu sehen, da lagen die Mutter und der fremde Mann sich in den Armen und weinten und lachten und riefen ein's um's andere: „Marie, Marie! Fritz, Fritz! Endlich sehen wir uns wieder!“ „Ich wußte nicht recht, was ich an dem Manne

hatte, aber weil die Mutter so freundlich gegen ihn war, und er gleich auch die Leiter ansetzte und mir den Hans vom Dache holte, so habe ich ihn auf der Stelle recht lieb gewonnen. Die Mutter sagte, ich solle ihn Oheim nennen; der Herr wäre ihr leiblicher Bruder. Er hat auch gleich nach dem Vater gefragt, und die Mutter schickt mich, dich heimzuholen. Du sollst nur kommen und Fische und Alles im Stiche lassen."

„Nein, Anton," sagte der Vater, den die Erzählung seines Kindes nicht wenig in Verwunderung und Freude gesetzt hatte, „wir wollen über dem fremden Oheim den sauern Schweiß des Tages doch nicht vergessen. Nur Alles mitgenommen; die Mutter kann dann noch ein Töpfchen mehr zum Feuer setzen." Steinbacher hatte heute einen guten Fang gethan und er ging unter der Last der Fische gekrümmt auf den hölzernen Kasten zu, der in geringer Entfernung im Wasser lag und wo hinein er die Gefangenen sperrte, bis er sie zur Stadt bringen konnte. Nachdem er die schönsten und schmackhaftesten für seinen Gast herausgesucht, schritten sie auf die Hütte zu, aus deren Schornstein noch der Rauch lustig emportanzte. Der fremde Oheim und Mutter Marie erwarteten sie bereits vor der Thüre.

Der alte Jonas Steinbacher war ein Mann, der sich nicht leicht von allzugroßer Rührung erfassen ließ, und er pflegte die weichlichen Herzen Makrelen zu nennen, an denen man Salz und Schmalz geradezu verschwende; aber als er den langverlornen Friedrich Grün in seine Arme schloß, da kam doch so etwas

Feuchtes in seine Augen, was auf's Haar einer Freudenthräne glich. Er stellte sich recht vor Friedrich hin, beschaute ihn mit sichtlichem Vergnügen von Oben bis Unten und dann wieder von Unten bis Oben, wobei er herzlich ausrief: „Ganz der alte Friedrich, nur schöner, schlanker, flinker! Und dazu ein Herr geworden. Nun, alter Freund, unsere Hütte ist freilich nicht für feine Leute gemacht, aber du findest reichliche Liebe darin; und da wirst du um der Schwester willen schon ein Auge zudrücken." Als sich Jonas satt gesehen und verwundert hatte, zog Mutter Marie ihre Lieben in die Hütte. Sie hatte noch nicht Zeit gehabt, hier Alles so zu ordnen, wie sie es wohl ihrem Bruder zu lieb wünschte. Jetzt, da Steinbacher und der kleine Anton um ihn beschäftigt waren, gab sie sich flink an's Räumen und brachte eine so wohnliche Ordnung in das arme Geräth, daß man sich in der durchlöcherten Hütte ganz heimlich fühlte. Die Sonne war indeß hinter den Bergen hinabgesunken und vergoldete nur noch die leichten Wölkchen, die auf dem Gebirge lagerten; und die Fenster des Schlosses glänzten im röthlichen Scheine, als ob sie in flammendes Gold getaucht seien.

Mancherlei redeten die Männer von vergangenen Zeiten, von Freude und Leid. Als aber die Sprache auf Friedrich's Eltern kam, die während seiner langen Abwesenheit gestorben waren, da stockte die Unterhaltung. Friedrich Grün trat in trüber Stimmung an das kleine Fenster und schaute in die Dämmerung.

Sein Auge schweifte bald hinüber nach dem Schlosse, bald hinab in's Thal, bald den Fich-

tenwald hinauf, bald auf das jenseitige Ufer der Sieg, wo in dem freundlichen Dörfchen Hennef nach und nach die Fenster hell wurden. „Alles liebe Plätzchen," sagte er leise vor sich hin, „wo ich als Knabe heimisch war. Und nun sind beinahe zwanzig Jahre verflossen, seit ich zuletzt das Kirchlein drüben betrat. Auf dem kleinen Friedhofe schlummern Vater und Mutter, und ich habe sie nicht begraben!" Marie hatte indessen das Abendessen hereingebracht und Alles aufgetischt, was die Küche vermochte. Anton's Vater nahm die blaue, baumwollene Mütze ab und sprach mit inniger Andacht das „Aller Augen". Auch Friedrich Grün hatte in der Ferne die alten, von der Mutter erlernten Gebete nicht vergessen; er hatte sie ja unter dem fremden Himmel täglich gesprochen und dabei immer an Diejenige gedacht, an deren Knien er sie zuerst stammeln lernte.

Mutter Marien's Gerichte, wahrhafte Kirmeßleckerbissen für Jonas und Anton, mundeten auch dem an Besseres gewöhnten Friedrich; denn ein angestrengter Marsch hatte ihn müde und hungrig gemacht.

Die Nachricht von der Ankunft Friedrich's hatte sich schnell in dem Dörfchen Allener verbreitet, das nur wenige Schritte von Steinbacher's Hütte entfernt lag, und die guten Landleute kamen neugierig herbei, um ihren Fritz, der nach so langer Abwesenheit wie vom Himmel unter sie herabgefallen war, zu sehen und seine Geschichte zu hören. Er stand bei Allen noch in gutem Andenken, denn er war stets ein guter Kamerad gewesen, dessen frischer, froher Lebensmuth ihnen manche Stunde verkürzt hatte.

Friedrich seinerseits war nicht weniger erfreut, seine Jugendgespielen zu treffen; der Reihe nach drückte er Jedem die rauhe Hand, und erinnerte unter fröhlichen Scherzen an die Schelmereien, die sie als Kinder zusammen getrieben.

Als die Begrüßung vorüber war, zündeten die Bauern ihre irdenen Pfeifenstummel an und drängten ihn, seine Geschichte zu erzählen. Seit er zum Soldaten gemacht worden, hatte ja Niemand ein Wort von ihm gehört, und das ganze Dorf hatte es für ausgemacht gehalten, daß eine feindliche Flintenkugel seinem Leben ein Ende gemacht. Obschon Friedrich müde und schläfrig war, so mochte er doch den guten Leuten die Bitte nicht abschlagen; um so weniger, als auch Schwester und Schwager noch Nichts von seiner Vergangenheit wußten.

II.

Der Soldatenrock.

„Der Vollständigkeit wegen," begann Friedrich, „will ich den Anfang mit Dem machen, was den meisten aus Euch schon bekannt ist, nämlich mit den Ereignissen vor meiner Abreise. Meine Eltern wohnten drüben in Hennef, wie Ihr es ja Alle wißt, und mußten sich kümmerlich von einem Tage zum andern durchschlagen. Was ich mit dem Durchschlagen meine, das kennt Ihr ebenfalls aus der Erfahrung, denn Euch geht es um kein Haar besser; was der eine Tag erwirbt, das verschlingt der andere. Es langt eben immer knapp, und manchmal reicht es nicht einmal

aus. Der Vater war in seinen rüstigen Jahren ein geschickter Zimmermann, und er hatte sich durch Fleiß und Geschicklichkeit ein eigenes Häuschen mit einem hübschen Gärtchen erworben. Zu jener Zeit, und ich denke, heute wird's noch accurat so sein, konnte das nur Einer fertig bringen, der gehörig anzupacken verstand, Morgens zuerst und Abends zuletzt bei der Arbeit war und außer den Armen auch überall den Kopf mitbrachte. Das that nun mein Vater sicher, darum brachte er Etwas vor sich; und er würde wohl noch weiter gekommen sein, wenn ihn nicht ein schweres Unglück getroffen hätte. Beim Aufstellen des Fachwerks an einem neuen Hause wurde ein Dachsparren los und schlug ihm den rechten Arm entzwei. Trotz schneller ärztlicher Behandlung mußte der Arm abgenommen werden. Der arme Mann lag mit dem Stumpfe monatelang darnieder, und endlich gesellte sich aus Gram über seine gezwungene Unthätigkeit noch eine langwierige Krankheit dazu. Der liebe Gott hatte zwar ein Einsehen mit ihm und uns; er ließ ihn wieder gesund werden; aber mit dem Handwerke war's vorbei, denn bei einem Zimmermann geht's einmal nicht ohne zwei gesunde Arme."

„Das nagte ihm am Herzen; denn es waren unserer Drei, die essen wollten: die kleine Marie, die Mutter und ich. Er versuchte es zwar hier und dort auf eine andere Weise, das tägliche Brod zu erwerben; aber es wollte nicht gelingen."

„Dazumal lebte der alte Notar Strunk noch. Als alle Stricke rissen, klagte er dem seine Noth und der menschenfreundliche Mann stieß den Bittenden

nicht von sich, wie Andere, Reichere gethan hatten; er half der augenblicklichen Noth durch Unterstützung an Geld und Lebensmitteln ab. Das Geben und Nehmen war dem Vater nicht so ganz nach Sinn; denn er hätte lieber seinen Unterhalt verdient, wenn auch noch so mühsam. Der Notar meinte, dafür ließe sich ja leicht Rath schaffen; er habe hüben und drüben, in Dorf und Stadt allerlei Bestellungen zu machen, und da des Vaters Beine flink und rüstig seien, so wolle er ihn als Boten anstellen."

„Mit dieser Botenstelle hatte es nun freilich nicht viel auf sich; der gute Mann gab dem Almosen nur einen andern Namen, damit es wie Bezahlung aussah. Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen der tägliche Verdienst immerhin ein knapper blieb."

„Unter diesen Verhältnissen wäre meine Erziehung wahrscheinlich eine sehr vernachläßigte geworden, wenn nicht auch hier der menschenfreundliche Notar geholfen hätte. Er schickte mich nicht allein in die Schule, sondern versah mich auch mit Allem, was so ein kleiner Dorfstudent an Büchern, Heften, Federn, Griffeln und dergleichen Dingen nöthig hat; und als ich genug wußte, um im Leben fortkommen zu können, da that er mich nach Siegburg zu einem Buchbinder in die Lehre. Ich hatte eine rechte Lust an dem Geschäfte, und weil ich gut annahm, mir auch eine Ueberstunde nicht verdrießen ließ, so war mein Meister recht zufrieden mit mir. Manchmal drückte er mir eine kleine Silbermünze in die Hand, that hier und da ein Uebriges, wozu er nicht verpflichtet war, und meinte, er

würde es gar nicht ungern sehen, wenn ich mich später einmal als selbstständiger Meister in Siegburg niederlasse, denn es sei Arbeit genug für zwei da, und dann wolle er doch lieber einen von seiner eigenen Manier neben sich haben, als einen wildfremden."

„Ich hatte mir anfangs die Lehrzeit als eine kleine Ewigkeit vorgestellt, aber sie ging bei dem lieben Meister gar rasch vorüber; eben war ich bei ihm als Geselle eingetreten, und verdiente einen hübschen Stüber Geld, und mein Meister war mit mir zufrieden. Da erscholl die Kunde von einem Feldzuge nach Spanien. Der große Napoleon mußte nun einmal stets eine große Truppenmacht auf den Beinen haben, um hier und dort Einem am Zeuge zu flicken. Ohne Krieg und Schlachten konnte er nicht sein. Auch am Rhein und an der Sieg sollten Truppen ausgehoben werden. Ich war jung und kräftig und mein Meister sagte mir im Voraus, ich würde bald in die Uniform gesteckt werden. Ich meinte zwar, ich sei dem Vater nöthig, und dieser hatte dieselbe Ansicht; aber es wurde nicht viel Federlesens mit mir gemacht. Man hörte mich kaum an. Ein prächtiger Soldat, sagten sie, und das war Alles. Alle Bemühungen meines Wohlthäters, mich frei zu machen, waren vergebens. Ehe ich daran dachte, hatte ich eine Uniform auf dem Leibe und einen Säbel an der Seite. Dasselbe Loos theilten die meisten meiner Jugendgenossen. Es kam Alles so rasch, daß man gar nicht recht zur Besinnung kam. Der Tag des Abmarsches war bestimmt, und es blieb uns kaum Zeit, den Unsrigen ein Lebewohl zu sagen. Ach, es war ein kurzer, aber ein

recht trüber Abschied. Eltern und Schwester hingen an meinem Halse und weinten. Die Mutter war völlig untröstlich; sie wollte gar nicht von mir lassen, und immer von Neuem rief sie aus: Fritz, ich sehe dich nie wieder! Als wir uns Alle ausgeweint hatten, knieten wir in der Stube nieder und beteten recht inbrünstig zu Gott, daß er Alles zum Besten wenden möge; dann gaben Vater und Mutter mir ihren Segen und ihre besten Glückwünsche mit auf die Reise und entließen mich unter Thränen."

III.

In Spanien.

„Zwei Tage vor dem Abmarsche wurden wir in Siegburg bei den Bürgern einquartiert und ein wenig mit dem Gebrauche der Waffen bekannt gemacht. Das war aber blutwenig; ich für meinen Theil wäre sicherlich mit meinen geringen Kriegeskünsten den Spaniern noch nicht gefährlich geworden. In der Morgendämmerung des folgenden Tages wirbelten die Trommeln; die neuen Soldaten marschirten mit klingendem Spiele zum Thore hinaus, und die Leute standen an den Fenstern und winkten uns mit ihren Taschentüchern zu; aber die Augen der Mütter und Väter waren von Thränen verschleiert. Viele gaben uns noch das Geleit, und wenn die Trommeln nicht gar so sehr gerasselt hätten, so wäre uns von dem lauten Schluchzen das Herz noch weicher geworden, als es bereits war."

„Anfangs hatte ich gedacht: Fritz, sei ein Mann!

Spanien ist ja auch nicht aus der Welt, und die Kugeln sind zwar alle zum Treffen gegossen, aber die meisten gehen doch neben das Ziel. Wenn wir die Spanier todtgeschlagen haben — der Napoleon hat's zu verantworten — dann kommen wir wieder an die Sieg zurück. Fort mit den Thränen! Je mehr wir uns aber von der Heimath entfernten, desto schwerer wurde es mir um's Herz, und ich hörte immer die Worte meiner Mutter: Fritz, ich sehe dich nie wieder!"

„Ich will Euch nicht damit ermüden, unsern Marsch zu beschreiben; es war eben ein ewiges Vorwärtsschieben, und ob das Blut in die Schuhe lief, ob wir manchmal vor Hunger und Durst fast umkamen, darum kümmerte sich Niemand. Die Offiziere merkten ja die Müdigkeit nur zur Hälfte, denn sie ritten auf kräftigen Gäulen und ließen sich's auch wahrlich nicht an Essen und Trinken fehlen."

„Wenn wir Abends ermüdet im Quartier ankamen, dann mußten wir noch bis in die Nacht hinein exerciren, da wir ja zu Hause vom Dienste Nichts gelernt hatten."

„Endlich schauten wir vom Gebirge hinab und in Spanien hinein. Vor unsern Augen lag ein schönes blühendes Land, dessen Boden die üppigsten Früchte trug, in dessen Wäldern die prächtigsten Holzarten, die würzigsten Kräuter wucherten, ein Land, wo unter dem grünen Laubwerke die Citronen und Pomeranzen hervorschimmern, wie bei uns im Herbste die Aepfel. Und in diesem schönen Lande wüthete der Krieg!"

„Ihr könnt Euch leicht denken, daß wir Fran=

zosen, wie auch die Rheinländer dort hießen, von den Eingebornen eben nicht mit den günstigsten Augen betrachtet wurden. Jeder einzelne Spanier machte uns den Krieg, wenn es heimlich und aus einem sichern Versteck geschehen konnte. Schon gleich bei den ersten Tagreisen wurden viele unserer Kameraden erschossen, ohne daß wir eigentlich wußten, woher die wohlgezielten Kugeln kamen. Nirgends war man sicher, überall lauerte der Verrath. Ein Wald jagte uns schon aus weiter Ferne Furcht ein; denn hier fanden gewöhnlich Viele von unsichtbaren Händen den Tod. Die Sache verhielt sich so: die Bewohner Spaniens sind durchweg gute Schützen; der Haß gegen die Franzosen gab jedem Bauern das Gewehr in die Hand, und sie gebrauchten es zu unserm Verderben. Zog ein feindlicher Haufen durch die Schluchten und über die Berge, dann stellten sie sich einzeln oder in kleinen Gruppen im sichern Hinterhalte auf; jeder von ihnen nahm seinen Mann auf's Korn und selten ging ein Schuß fehl. Wir drangen wohl in die Gebüsche ein, um den versteckten Feind hervorzuholen, aber sie kannten die Schluchten und Engpässe so genau, daß wir nur höchst selten einen von diesen unsichtbaren Schützen aus dem Waldesdunkel hervorzogen. Waren wir einmal so glücklich, dann freilich gab es für den Unglücklichen keinen Pardon, denn Offiziere und Soldaten waren gleich sehr erbittert. Die Dörfer, durch welche wir passiren mußten, standen meistens leer und boten den ermüdeten Soldaten wenig oder gar keine Lebensmittel, weil die Bauern Alles mit in die Schluchten abführten. So konnte es denn nicht ausbleiben,

daß viele von unsern Kameraden, die nicht durch die Kugeln der versteckten Bauern getödtet wurden, dem Hunger zum Opfer fielen. Eine große Menge erlag auch dem ungewohnten Klima und den Anstrengungen des Marsches. Unser Häuflein war über die Hälfte zusammengeschmolzen, ehe wir uns noch mit den Franzosen, zu denen wir stoßen sollten, in Verbindung setzen konnten."

IV.

Der Verrath.

„Es war im höchsten Grade nothwendig geworden, vorsichtig zu sein, damit wir nicht noch mehr Leute verloren. Man mußte einen zuverläßigen Führer suchen, der den guten Willen hatte, uns auf den am wenigsten gefährlichen Wegen unserm Ziele zuzuführen und vor drohenden Gefahren zu warnen. Leicht war es nicht, einen solchen Mann zu finden, da er sich von vorn herein der Verachtung seiner Landsleute preisgeben mußte. Ein spanischer Bauer, der die Bergwege genau kannte, hatte es endlich, vom Glanze des Goldes angelockt, gegen eine ansehnliche Bezahlung übernommen, uns zur französischen Armee zu führen, ohne daß wir auf spanische Truppen stoßen sollten. Diese Bedingung war durchaus wesentlich, denn lief unser zusammengeschmolzener Haufe in eine solche Falle, dann wurde er wahrscheinlich ganz aufgerieben, weil sich die größte Muthlosigkeit unser bemächtigt hatte. Mehrere Tage waren wir, von dem Bauern geleitet, durch Wälder und Moräste marschirt;

es war ein schrecklich ermüdender Marsch, menschliche Wohnungen kamen uns nicht zu Gesicht, die Lebensmittel gingen zur Neige und unsere Mundportionen wurden so stark beschnitten, daß sie kaum hinreichten, uns vor dem Verhungern zu bewahren. Murrten die Leute über die schlechten Wege, stellten die Offiziere Pedro, dem Führer, vor, daß es durchaus nothwendig sei, die Einöde zu verlassen, dann hatte er keine andere Antwort, als die: „Sie werden den Spaniern in die Hände fallen. Es ist mir daran gelegen, daß dieses nicht geschieht, denn es würde auch mir den Kopf kosten."

„Eines Abends, als er an der Spitze des Zuges ritt, machte sich eine auffallende Unruhe bei ihm bemerkbar. Es war offenbar, daß er irgend ein Ereigniß erwartete; denn er lauerte überall verstohlener Weise in die Gebüsche hinein, stieß auffallende Töne aus, trabte rasch vorwärts, kam dann wieder zurück und scherzte und lachte in einer gezwungenen Art. Die Offiziere, welche den Bauern für einen durchaus ehrlichen Kerl hielten, glaubten, daß er Gefahr ahne. Auf ihr Befragen wurde aber sein Benehmen so sonderbar, daß sie mißtrauisch gegen ihn wurden und Befehl gaben, ihn mit einer starken Wache zu umgeben. Die Leute, welche von unserm General hierzu bestimmt waren, zogen vor seinen Augen die Hähne auf."

„Kerl," donnerte ihn der General an, „du bist verloren, wenn das Geringste passirt, was dich verdächtig macht. Ich fürchte ohnehin, daß du ein Judasspiel treibst; denn wir sind nun so lange auf den Beinen, daß wir Spanien von einem bis zum andern

Ende durchlaufen konnten, und noch immer sind wir nicht am Ziele."

„General," antwortete der Bauer, „ist Ihnen in der ganzen Zeit etwas begegnet, was einen so kränkenden Verdacht rechtfertigt?" Als der General schwieg, fuhr er fort: „Wohlan denn, so haben Sie auch kein Recht, zu mißtrauen. Freilich hätten Sie den Weg in einem einzigen Tage zurücklegen können, aber dann konnte ich nicht für Ihre Sicherheit stehen. Um Sie vor jeder Gefahr zu bewahren, mußte ich manchmal im Kreise gehen, auch manchen Umweg machen, um mich selbst den Blicken meiner Landsleute zu entziehen; denn glauben Sie sicher, daß die Kugel für mich gegossen ist, sobald ich als Führer des Feindes bekannt werde. Uebrigens werden Sie morgen die französische Armee erreichen, und dann mögen Sie mich erschießen lassen, wenn ich nicht treu gewesen bin."

„Mit solchen und ähnlichen Worten wußte er das Mißtrauen des Generals einzuschläfern. Da die Dämmerung schon hereingebrochen war und die Soldaten sich vor Müdigkeit kaum noch fortschleppen konnten, so ließ der General Halt machen und wählte eine von Bäumen ziemlich freie Lichtung zum Schlafplatze."

„Für den General wurde in der Mitte des Lagers ein Zelt aufgeschlagen; Offiziere und Soldaten aber mußten sich an dem weichen Waldmoose genügen lassen, und sie thaten es gerne, denn ein müder Soldatenleib macht nicht viel Ansprüche an sein Bett. Nachdem die Wachen ausgestellt waren, und Jeder von uns seine Waffen so neben sich hingelegt hatte,

daß er sie mit einem Griff der Hand rasch zur Vertheidigung herbeiziehen konnte, drückten Schlaf und Müdigkeit uns armen Jungen bald die Augen zu; auch ich versank fast augenblicklich in einen süßen Schlummer. Ich mochte ungefähr eine Stunde geschlafen haben, als ich von einem Pfiff geweckt wurde. Das muß etwas zu bedeuten haben, dachte ich, stand auf und blickte rings umher in das Halbdunkel des Waldes; es war und blieb indeß Alles ruhig; deßhalb glaubte ich mich getäuscht zu haben und legte mich wieder zur Ruhe. Vielleicht ein Nachtvogel oder das Pfeifen des Windes in der Bergschlucht, dachte ich, nahm mir aber doch vor, auf der Hut zu sein. Aber diesem Vornehmen zum Trotze überwältigte mich die Müdigkeit wieder. Halb eingeduselt glaubte ich ein Rauschen im Laube zu vernehmen; ich hob den Kopf in die Höhe und lauschte, aber es war wieder Alles still. Ein unerklärliches, ängstliches Gefühl kam jetzt über mich; der Schlaf war plötzlich wie weggeblasen; ich lauerte, ohne mich zu bewegen, mit wahren Luchsaugen umher. Wenn der Teufel wirklich sein Spiel trieb, so wollte ich die Mannschaft schon zeitig wecken. Der Mond war mit Wolken umhüllt, aber zuweilen erleuchteten seine Strahlen doch den Lagerplatz und ich konnte die Schläfer sehen, die vor mir ausgestreckt lagen und schnarchten. Pedro hatte sich am Abende zwischen seine Wächter gelagert, er war aber jetzt nicht mehr da. Das machte mich plötzlich stutzig, aber es sollte noch besser kommen: In einiger Entfernung hörte ich ein leises Zischeln. Ich richtete meine Augen dorthin und sah hinter einem Felsenvorsprunge den matten

Schimmer eines Lichtes. Ich horchte. Wirklich, ich hatte mich nicht getäuscht; ich glaubte sogar in dem einen der Sprechenden Pedro zu erkennen. Jetzt traten sie hinter dem Felsen hervor. Leise und vorsichtig schritten sie auf mich zu, die blanken Dolche in der Hand. Ich wollte aufspringen, Lärm machen, aber ich ließ sie fast gegen meinen Willen näher kommen. Was sie sprachen, konnte ich freilich nicht verstehen, da ich des Spanischen nicht mächtig war; aber aus ihren Gesticulationen schien mir hervorzugehen, daß sie sagten: Es ist keine Gefahr, sie schlafen wie die Böcke."

„Als der Aeußerste in der Reihe, mußten sie zunächst auf mich stoßen. Da sie immer näher kamen, so begann ich zu schnarchen, als ob ich fest schliefe, hatte aber genau Acht auf ihre Bewegungen. Hatten sie mein Wachen gemerkt, oder war ich ihnen sonst verdächtig? Genug, sie traten leise vor mich hin; Pedro neigte sich zu mir herab, zog seine Blendlaterne unter dem Kleide hervor und hielt mir dieselbe vor das Gesicht. Das plötzlich erscheinende Licht blendete meine Augen, ich empfand heftge Schmerzen und hätte beinahe durch ein unzeitiges Zucken der Wimper verrathen, daß ich wache. Pedro richtete sich auf und schob die Laterne wieder unter seine Blouse, indem er einige spanische Worte zu seinem Begleiter sagte, die wahrscheinlich die Vergewisserung enthielten, daß ich wirklich schlafe. Pedro's Begleiter machte eine heftige Bewegung mit der Waffe gegen meine Brust, aber Pedro hielt seinen Arm zurück und schien zu lispeln: Vermeide jeden unnöthigen Lärm! Nur widerstrebend fügte sich derselbe. Beide wandten

mir dann den Rücken und schritten auf das Zelt unsers Generals zu. Ihm gilt es, dachte ich, sie wollen ihn tödten, damit wir ohne Führer sind und desto leichter niedergemacht werden können. Jetzt gilt's, der General muß gerettet, die Kerle gefangen werden. Schrie ich, so war der General allerdings gerettet, aber die Kerle entwischten und waren eine beständige Drohung für uns. Ich wollte ihnen auf einem Umwege zuvorkommen; aber kaum hatte ich eine Bewegung zum Aufstehen gemacht, als sich Pedro umwandte und mich scharf in's Auge faßte. Sie kamen zurück und untersuchten mich wieder wie vorhin. Der eine Spanier murmelte etwas zwischen den Zähnen, das einem Fluche glich und richtete seinen Dolch abermals zum Stoß auf meine Brust; da gewahrte er eine Schnur an meinem Halse, die während des Schlafes über meinen Rockkragen gerutscht war; es hing daran das Bild des Gekreuzigten auf dem Schooße der Jungfrau, das einzige Andenken von meiner Mutter, das ich stets bei mir trug. Leise zog er das Bild hervor und betrachtete es beim Laternenlichte. Die Miene, mit der er mir dasselbe wieder um den Hals hing, zeigte deutlich, daß ich diesem allein mein Leben zu verdanken hatte. So war denn die Sorge meiner geliebten Mutter mitten in Feindesland ein schützender Talisman für mich geworden. Ich dankte es ihr still im Herzen."

„Sie sprachen wieder zusammen in ihrer Landessprache; es war eine Uebereinkunft, daß Einer von ihnen mich bewachen sollte, während der Andere ihr Vorhaben ausrichtete; Pedro rupfte zwei Grashalme

aus dem Boden, machte den einen kürzer als den andern und ließ seinen Kameraden ziehen; den Letztern traf das Loos zu bleiben, der Andere ging."

„Mein Wächter faßte auf einem verdorrten Baumstamme Posto und hielt das Gesicht fest auf mich gerichtet, was ich durch die halbgeschlossenen Augenlider deutlich wahrnehmen konnte. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte ich nach dem Zelte des Generals hin und wunderte mich, daß ich den Schritt der Schildwachen nicht vernahm, da ich doch den nächsten Posten vor meinem Einschlafen deutlich hin und her gehen hörte."

„Jetzt glaubte ich in einiger Entfernung ein taktmäßiges Geräusch zu vernehmen, wie wenn ein Heer Soldaten auf das Lager zuschritte. Meine Angst nahm zu; denn es war klar, daß Pedro die Spanier herbeigerufen hatte, um uns zu verderben; da drehte sich der Wächter, der ebenfalls die Schritte vernahm, auf dem Baumstamme herum und lauschte nach jener Gegend hin. Das war für mich der Augenblick, den Spanier unschädlich zu machen. Leise stand ich auf und griff nach meinen Waffen; aber, o wehe! sie waren weg; man mußte sie mir im Schlafe genommen haben. Was war zu thun? Waffenlos meinen Gegner anzugreifen, war nicht räthlich, zumal er mit einem Dolche bewaffnet war und die Spanier in Führung dieser Waffe sehr gewandt sind. Aber langes Besinnen galt auch nicht; jeder Augenblick konnte meinen Kameraden und mir den Tod bringen. Die Gefahr gab mir Kraft und Muth; ehe sich's der Spanier versah, hatte ich ihn rücklings überfallen und von dem Baumstamme herabgezogen."

„Bei dem plötzlichen, unvermutheten Angriffe war ihm seine Waffe entfallen; wir standen, Einer den Andern fest umkrallt haltend, und sahen uns Auge in Auge. Er war mir an Größe und Kraft überlegen, aber die Gefahr hatte mich stark gemacht und ich hielt ihn so fest, daß er kaum athmen konnte. Mein Geschrei weckte die zunächstruhenden Soldaten; sie sprangen auf und umzingelten den Spanier. Hundert Säbel blitzten im Scheine des Mondes um ihn her, und er wäre ohne Zweifel ein Opfer der Wuth geworden, wenn ich ihnen nicht begreiflich gemacht hätte, daß der Feind nahe, und daß uns an seinem Leben mehr, als an seinem Tode liege. Eilet, eilet, rief ich, rettet den General, Pedro will ihn ermorden. Ein Theil der Kameraden stürzte dem Zelte zu, die andern fesselten den Spanier. In einem Augenblicke war das ganze Lager in Allarm; das Zelt unseres Commandeurs stand in lichten Flammen. Den Gefangenen in unserer Mitte eilten wir dem brennenden Zelte zu; aber als wir ankamen, war die Gefahr schon abgewendet. Pedro stand gefesselt und von Soldaten umgeben auf der Brandstätte. Wie wir später erfuhren, war er mit dem Plane, den Commandeur zu ermorden, in dessen Zelt getreten. Dieser war von dem Geräusche aufgewacht und hatte den Stoß mit der Hand, die noch blutete, abgewehrt. Der Mörder hatte im Fliehen die brennende Laterne in die Zeltleinwand geworfen, um die Verfolger zu beschäftigen, und diese war plötzlich in Flammen aufgegangen. Schnell aufwachende Soldaten hatten ihn aufgefangen und vorgeführt. Bei der Revision der

ausgestellten Schildwachen bot sich uns ein schrecklicher Anblick dar: Sie schwammen sämmtlich erdolcht im Blute."

„Nachdem die Mannschaft unter die Waffen getreten war, begann das Kriegsgericht. Ein Offizier, der das Spanische gut verstand, machte den Dollmetscher. Die beiden Helden, welche doch vorhin eine so bewunderungswürdige Unerschrockenheit an den Tag gelegt hatten, verloren vor ihren Richtern das Herz und gestanden ihr Verbrechen ein. Sie standen mit der spanischen Armee in Verbindung; Pedro führte uns geradezu auf ihre heranrückenden Truppen los. Noch eine halbe Stunde, und wir wären sämmtlich im Schlafe gemeuchelt worden. Die beiden Verräther hatten den Commandeur aus dem Wege schaffen sollen, damit wir bei einer etwaigen Gegenwehr ohne Ziel und Ordnung gekämpft hätten. Da der Mordversuch mißlungen war, so sollte uns der Brand des Lagers in Verwirrung setzen und den anrückenden Feind nicht bemerken lassen."

V.

Der Ueberfall.

„Das Verhör konnte nicht weiter fortgesetzt werden, denn man hörte schon deutlich den Feind aus dem Thale heraufsteigen und mußte sich zum Kampfe bereit machen. Kaum hatte der General uns von dem Lagerplatze zwischen die Bäume geführt und unsere Reihen formirt, als in der Ferne bereits die Schatten einzelner Reiter sichtbar wurden. Wo unsere Vor=

posten gemeuchelt worden waren, hielten sie inne und schienen sich an dem Gelingen des blutigen Werkes zu freuen, denn bei dem Anblicke der Leichen und der Todesruhe des Lagers schwenkten sie sich triumphirend in den Sätteln und jagten zur langsam vorschreitenden Mannschaft zurück. Von Zeit zu Zeit hielten sie an und blickten nach dem Lager um. Wahrscheinlich erwarteten sie die beiden Verräther, die indeß in sicherm Gewahrsam waren. Nach Verlauf einer Viertelstunde kamen die Reiter zurück und ihnen folgten mit vorsichtig leisen Schritten die Truppen der Spanier. In lautloser Stille umzingelten sie das Lager, um die vermeintlich Schlafenden mit einem plötzlichen Sturme zu erdrücken. Tornister und ausgebreitete Mäntel, welche unser General absichtlich zurückgelassen hatte, um sie zu täuschen, leisteten bei dem ungewissen Lichte des Mondes vortreffliche Dienste, indem sie die Spanier in dem Wahne ließen, wir lägen noch alle im festen Schlummer."

„Leise erscholl jetzt das Commandowort, die Spanier stürzten mit großem Geschrei in das verlassene Lager und stachen und hieben mit großer Wuth auf die Mäntel und Tornister ein."

„Während sie mit leblosen Dingen im Kriege lagen und noch nicht zum Bewußtsein gekommen waren, daß sie gegen Tuch und Leder kämpften, traf der General im Wäldchen seine Anordnungen. Jetzt erscholl donnernd das Commandowort und in einem Nu war der Feind in der Falle eingeschlossen, in welcher er uns vermuthete. Kinder, rief der General, es gilt Leben und Tod! wir müssen siegen oder ster-

ben, denn Eure Feinde geben keinen Pardon. Drauf und dran!“

„Einer solchen Mahnung hätte es kaum bedurft, um uns zu Tigern zu machen, denn kein Mann war unter uns, der nicht vor Begierde brannte, die mannigfachen Unbilden zu rächen, die uns auf spanischem Boden begegnet waren. Aber auch die Spanier, welche jetzt ihren Irrthum erkannten und Front gegen uns machten, waren nicht gewillt, sich leichten Kaufes zu ergeben. Der Kampf war wild und grausig; es ging Mann gegen Mann. Der Vollmond, der jetzt wieder aus den Wolken trat, beschien manches ringende und blutende Paar. Waffen waren auf dem engen Terrain kaum zu gebrauchen; die Kraft der Arme konnte nur den Ausschlag geben, und darin waren die deutschen Krieger den Spaniern überlegen. Wie Schneeflocken regneten sie zu Boden und machten Platz für den Gebrauch des Säbels. In zwei Stunden hatten wir einen glänzenden Sieg errungen. Der feindliche Haufe war fast ganz auf dem Platze geblieben; nur Wenige hatten ihr Heil in der Flucht gesucht oder waren in Gefangenschaft gefallen. Als die aufsteigende Sonne das blutige Schlachtfeld beleuchtete, sah man hie und da einen deutschen Bruder mit zerschmettertem Gehirn oder durchbohrtem Herzen am Boden liegen; manche röchelten noch im Todeskampfe. Einige hatten noch die Kraft, zu sprechen, aber der Tod stand auf ihren Lippen. Weinend drückten wir ihnen die Hand zum Abschiede. Ihre letzten Worte waren Grüße an die Ihrigen im fernen Deutschland. Bald war das letzte Auge gebrochen, das letzte Röcheln

verklungen; es blieb uns noch die traurige Pflicht. die Gefallenen zu bestatten. Unsere Thränen sanken in die schnell gegrabene Gruft, unsere Flintensalven erschollen über den Leichnamen, unser kurzes Gebet stieg zum Himmel; dann warfen wir die falschen Erdschollen über sie, deckten den Hügel mit Rasen und Moos und umstanden denselben traurig."

„Unserem General war ebenfalls eine Thräne über den Bart herabgelaufen, es war ihm eben um kein Haar lustiger als uns; aber er suchte doch zu trösten und sprach: So ist das Loos des Kriegers: Heute mir, morgen dir. Vielleicht sind auch unsere Kugeln schon gegossen und morgen können sie unsere Brust treffen; aber wenn wir die Ehre wahren und mit Gott im Herzen sterben, dann wird das Auferstehen ein fröhliches sein. So lange noch Einer von uns übrig bleibt, werden wir den Trost haben, nicht unbeweint zu sterben. Unser General war keiner von denen, die immer hohe Worte im Munde haben; aber sein Herz war voll von Liebe für seine Soldaten. Religion hatte er auch, und das war für uns junge Leute am Ende noch mehr werth."

„Muth, Kameraden!" schloß er seine herzlichen Worte, „und vor Allem sagen wir dem Herrn Dank für den erfochtenen Sieg!" Gebet und Gesang drangen durch die Wolken zum Herrn der Schlachten. Es war ein erhebender Anblick, wie die bärtigen Krieger mit aufrichtiger Andacht die Augen zum Himmel hoben. Was mich selbst betrifft, so hatte ich wahrlich Ursache, dankbar zu sein, da mich heute der Herr aus einer doppelten Gefahr errettet hatte. Du stehst

im besondern Schutze des Himmels, dachte ich; aber obschon dieser Gedanke in meinem Herzen eine gewisse Sicherheit hervorbrachte, so kamen mir doch gegen den Schluß der Andacht die Abschiedsworte meiner Mutter in den Sinn. „Fritz, ich sehe dich nie wieder!“ klang es mir fort und fort in die Ohren, so daß ich zuletzt meine Zuversicht verlor und die Furcht in mir aufstieg, schon recht bald werde mich eine feindliche Kugel zu den Todten gesellen.“

VI.

Die Hinrichtung.

„Pedro war es gelungen, während des Kampfes seine Haut in Sicherheit zu bringen; sein Gehülfe, weniger glücklich als er, wurde jetzt vor den General geführt, damit das unterbrochene Verhör seinen Fortgang habe. Verhör konnte man es eigentlich nicht nennen, denn er leugnete jegliche Mitschuld und verweigerte zuletzt die Antwort. Mein Zeugniß aber war dem Kriegsgerichte hinreichende Ueberzeugung für seine Schuld. Einstimmig wurde er zum Tode verurtheilt und mit verbundenen Augen an den Baumstamm festgebunden, auf dem er während der Nacht gesessen, um mich zu bewachen. In einer Entfernung von fünfzig Schritten stellten sich die Schützen auf, welche ihn erschießen sollten.“

„Fertig! kommandirte der General. Die Schützen legten die Büchsen an die Wange, den Finger an den Drücker, und unter peinlicher Stille ertönte jetzt der Ruf: Achtung, gebt“ —

„Einen Moment später wäre das Pulver aufgeblitzt, hätten die Kugeln in seiner Brust festgesessen, aber der Verurtheilte ließ sich plötzlich auf den Boden fallen und schrie: Haltet ein, haltet ein! Ich habe wichtige Geständnisse zu machen!“

„Als man seine Binde gelöst hatte, begann er: „Ich habe das Leben verwirkt, ich weiß es, und will den Tod geduldig ertragen, aber ich will nicht mit einer neuen Sünde in die Ewigkeit gehen. So höret denn: Pedro und ich haben Alles gethan, um Euch zu verderben. Welche Richtung Ihr auch einschlagen möget, überall findet ihr die Wege gesperrt, überall spanische Truppen, die Euch überfallen und tödten werden. Doch folgt Ihr diesen Felsen zu meiner Linken, so wird Euch ein Fußsteig in ein fruchtbares Thal führen, wo kein Verrath zu fürchten ist und wo es Lebensmittel in Fülle gibt. Ich selbst würde der beste Führer sein, denn ich kenne jeden Fußbreit Boden und bin von dem ernsten Willen beseelt, meinen Fehler wieder gut zu machen.“

„Spare deine Worte, Freund“, unterbrach ihn der General, „du irrst, wenn du glaubst, mit einer Finte den Tod zu umgehen. Du mußt sterben!“

„Ich durfte kaum erwarten, antwortete der Verurtheilte mit einem tiefen Seufzer, daß mein Tod gefristet würde, doch habe ich nun einmal gesprochen und Ihr werdet den Pfad gehen, der Euch in jenes Thal führt. Nach einer halben Stunde werdet Ihr die Mauern eines Schlosses sehen. Es gehört mir, dem reichen Grafen, welcher sich in unseligem Hasse verleiten ließ, Euch in einen Hinterhalt locken zu

helfen. Was habe ich nun von meinem Reichthume, von meinem Titel? Nichts, nicht einmal ein ehrenhaftes Grab. Doch fort mit den Klagen; aber erhört die Bitte eines Sterbenden: Auf jenem Schlosse weilt mein Weib mit den Kindern. Schonet ihrer um der Barmherzigkeit Gottes willen! Die unermeßlichen Schätze möget ihr nehmen, Haus und Hof plündern und in Flammen aufgehen lassen, aber schonet meines Weibes, meiner Kinder!" — Es war ein billiges Verlangen, und Niemand erfüllte es lieber, als unser General, dem jedes unnütze Blutvergießen ein Greuel war. Er drückte dem Bittenden die Hand und sprach: Stirb ruhig, Freund, ihnen soll kein Haar gekrümmt werden!"

„Der Spanier wandte sich, um niederzuknieen, wobei er mir das Gesicht zukehrte. Mir kam es vor, als glitt ein boshaftes Lächeln über die gelben, lederartigen Lippen; aber ich legte weiter kein Gewicht darauf, sondern bedauerte den Mann recht innig, der durch zu weit getriebenen Patriotismus sein Leben hingeben mußte."

„Und nun hurtig!" Trefft gut! rief er im Niederknieen, indem er sich selbst die Binde um die Augen legte. „Deine letzten Wünsche sollen treu erfüllt werden", sagte der Commandeur und befahl: Achtung . . . Feuer!"

„Die zehn deutschen Kugeln trafen gut; der Spanier wälzte sich mit verzerrten Zügen im Sande. Der Tambour trommelte zum Abmarsch, und wir schlugen den von dem Gerichteten bezeichneten Pfad ein."

So weit hatte Friedrich erzählt, als er eine Pause machte. Die Zuhörer athmeten schwer auf; einem jeden von ihnen war es, als ob er die Kugeln pfeifen höre; durch diese Pause wälzte sich eine Bergeslast von ihrer Brust, und sie gaben diese Erleichterung in mancherlei Ausrufungen kund.

Friedrich sah wohl, daß sie gerne noch mehr gewußt hätten, aber es schien ihm für diesmal genug, deßhalb sprach er:

„Meine Freunde, es wird schon spät und ich bin mit meinen Geschichten noch lange nicht zu Ende; wie wäre es, wenn wir morgen fortsetzten und jetzt die Ruhe suchten?“

Ein allgemeines: „O wie schade!“ ging durch den Kreis; die Zeit war ihnen wie eine einzige Minute vorübergeflogen und sie hätten wohl gerne bis zum hellen Morgen zugehört, denn was ist dem Landmanne lieber, als so eine Erzählung, besonders wenn sie aus dem Munde Desjenigen kommt, der selbst eine Rolle dabei gespielt hat? Da sie aber morgen die Fortsetzung haben sollten, so waren sie auch damit zufrieden, schüttelten Friedrich die Hand und wünschten ihm und den übrigen Bewohnern des Fischerhäuschens eine gute Nacht. — Der kleine Anton, der Anfangs in der Ecke am Kamin gesessen hatte, war während der Erzählung des Oheims allmählig näher gekommen, und hatte mit großer Aufmerksamkeit, ja, wie man zu sagen pflegt, mit Nase und Mund zugehört. Als der Oheim aber an die Stelle gekommen war, wo der Comandeur rief: Achtung! . . . Feuer! hatte er sich geradezu auf des Onkels Kniee ge-

setzt und sah ihm nun in die Augen, als ob er den Verfolg der Geschichte herauslugen wolle. Mit Wohlgefallen streichelte jetzt der Oheim seine blonden Löckchen und frischen Wangen und schaukelte ihn unter herzlichen Liebkosungen auf den Knieen. „Gelt," sagte er scherzend, „das ist so eine Geschichte für dich! Nicht wahr, da hättest du auch dabei sein mögen, wo es so recht knallt und die Säbel roth von Blut werden?"

„Nein, Oheim Fritz," entgegnete Anton, „ich mag es wohl gern erzählen hören, aber dabei sein mag ich nicht. Das ist ja getödtet, und in den zehn Geboten steht geschrieben: Du sollst nicht tödten! Das habe ich ja auswendig lernen müssen."

Friedrich drückte ihm einen Kuß auf die Lippen und sprach lächelnd: „Aber, das war ja Krieg, Anton!"

Anton wußte nicht viel darauf zu sagen, aber er entgegnete doch bescheiden: „Ich meine im Kriege müßten die zehn Gebote doch auch gelten!"

Der Oheim wollte ihm noch etwas entgegnen, aber da ging gerade die Thüre auf, und der gute Schloßverwalter Moll trat ein. Der war noch sein Freund aus den Kinderjahren her und hatte mit Friedrich manchen prächtigen Spaß gemacht. Beiden war das Wiedersehen eine rechte Freude; sie hatten sich so Manches zu erzählen, daß sie weit über die Bürgerglocke hinaus zusammenblieben. Endlich aber mußten sie doch Schicht machen. „Komm mit hinauf in's Schloß," sagte der Verwalter, „wir stechen da noch eine Flasche zusammen aus; Marie wohnt etwas enge hier; bei mir aber findest du Platz genug und ein gutes Bett dazu."

„Nimm's nicht krumm," entgegnete Friedrich, „aber mitgehen kann ich nicht, es wäre ein Schimpf für Marie. Wir behelfen uns schon. Ich habe so oft im Lager auf Gras geschlafen und an der Landstrasse auf einem Haufen Steine, daß ich ein gutes Bett wohl entbehren kann. Meine gute Marie wird mir einen Bund Stroh in die Stube legen, und ich werde bei den Meinigen gewiß so gut schlafen, wie in den weichsten Dunen. Und nun bis morgen, treue Seele!"

Moll ging auf das Schloß zurück, und Friedrich der recht ermüdet war, bat sich eine Strohschütte aus; aber Marie wollte davon um keinen Preis etwas wissen; sie hatte ihr eigenes Bett mit frischen Leintüchern versehen, und Friedrich mochte wollen oder nicht, er mußte das Bett einnehmen und die Familie machte sich's auf dem Strohlager bequem.

VII.

Fischhandel.

Wie eine große funkelnde Scheibe stieg die Sonne über dem Walde empor, und beleuchtete die hinschwebenden Wolken. Die Thautropfen an den Grashalmen schimmerten wie Quecksilberkügelchen im Thale da unten, und an den saftigen Kräutern des steilen Abhanges, woran sich der Wald lehnte, glänzten sie wie Tröpfchen geschmolzenen Goldes. Allmählig regte sich im Thale das Leben. Die Vögel flogen zwitschernd von Ast zu Ast und brachten dem Herrn ihr Morgenlied. Auch die Menschen regten sich bereits: auf der Höhe zogen die Knechte mit den

Ackergäulen zu den Feldern, kleine Mädchen trieben der Sieg entlang Heerden von schnatternden Gänsen auf die fette Wiese, und in den vom Thau nassen Weiden war Jonas Steinbacher beschäftigt, die Fische aus dem Char in die Kipe zu bringen. Als die Sonne aber in vollem Glanze hinter dem Fichtenwalde heraufstieg, hielt er inne, nahm die baumwollene Mütze vom Kopfe und betete andächtig ein stilles Gebet. Nachdem er sich noch einmal nach seinem Häuschen umgewandt und einen Gruß dorthin gewinkt hatte, hob er die Kipe auf einen alten Weidenstumpf, legte die Tragriemen über die Achseln und schritt über die schmale Brücke dem jenseitigen Ufer zu. „Ich werde in der Stadt die Fische an einen Vorkäufer abgeben, „sagte er zu sich selbst. „Zwar verdiene ich ein paar Groschen weniger dabei, aber man hat auch nicht alle Tage den Schwager im Hause. Geschafft muß nun einmal werden, das geht nicht anders; aber für ein paar Tage darf ich wohl faullenzen; später hol' ich's doppelt ein!" Mit diesen Worten schritt er rüstig weiter und verschwand bald im Gebüsche.

Beim Getriebe da draußen erwachte in der Hütte, außer der Mutter Marie auch noch einer, der gerne ein Wort mitsprach. Hans war es; er zog den Kopf unter den Flügeln hervor, schaute lustig im Stübchen umher und schrie aus vollem Halse: „Anton, Anton! Spitzbub, Spitzbub!" Flink sprang Anton vom Strohlager, kniete nieder, verrichtete sein Morgengebet und wusch dann Gesicht, Hals und Hände im klaren Wasser. Auf eine solche allmorgendliche Waschung hielt die Mutter große

Stücke, denn, sagte sie, es hält Leib und Seele frisch und kräftig. Anton that es deßhalb gern, wenn es ihm auch im Winter zuweilen etwas schuderig und gruselig vorkam. Eins, zwei, drei, war er angezogen und stand vor Hansens Käfig. „Gut geschlafen, Hans, mein Schatz?" „Spitzbub, Spitzbub!" schrie Hans, und flatterte dem Knaben auf die ausgestreckte Hand. „Du machst nun ein Weilchen frei herumhüpfen, ich will indeß dein Futter zurecht machen." „Anton, Anton!" schrie Hans, als der Knabe das Stübchen verließ, um seinem Schatze das Morgenbrod zu bereiten; aber Anton kannte den Schalk schon und ließ sich nicht verleiten, umzublicken.

Die Mutter jätete indeß schon fleißig im kleinen Gärtchen hinter dem Hause. Den Bruder aber ließ sie hübsch schlafen und vermied alles Geräusch, um ihn nicht zu stören. Als das Beet gereinigt war, nahm sie die Düte mit dem Rübsamen aus der aufgesteckten Schürze und streute die braunen Körnlein auf die lockere Erde. „Gibt Gott sein Gedeihen dazu," sprach sie dabei, „so hoffe ich, die kleine Tonne im Keller voll Rübstiele zu bekommen und den Winter hindurch ein schmackhaftes Eingemachtes zu haben. Es thut wohl Noth, daß unser Eins zeitig sorgt, denn in der kalten Jahreszeit, wenn sich die Sieg mit Eis bedeckt und die Fische sicher unter demselben sind, dann gibt's knappe Tage. Sauerkraut wäre auch wohl von Nöthen, aber da fehlen die Krautköpfe. Will's Gott, und ist Jonas glücklich mit dem Fange, so kann's doch noch draus kommen!" Dann nahm sie die Harke, zog Erde über den Samen und steckte

rund um das Beetchen Ginsterreiser, damit die Glucke mit den Küchlein den Samen nicht auseinanderscharre. Zuletzt überschaute sie noch eimmal das vollbrachte Werk und trat in die Hütte; sie langte vom Schüsselbrette herunter den zinnernen Kaffeetopf und scheuerte ihn spiegelblank mit zerstoßener Kreide. Indeß das frische Quellwasser im Kessel auf dem Feuer brodelte, mußte Anton in's Dorf gehen und Weißbrod einkaufen; denn heute mußte Alles überflüssig und besser, als sonst auf Mutter Mariens Tische erscheinen.

„Guten Morgen, liebe Schwester!" rief eine volltönende Männerstimme, und aus der geöffneten Kammerthüre trat Friedrich Grün. „Wo steckt denn mein lieber Schwager Jonas? Ist er schon wieder an der Arbeit?" „Er trägt den Fang dieser Woche nach Siegburg," antwortete Marie, „er wird einen hübschen Stüber Geld mitbringen, denn er ist in den letzten Tagen besonders glücklich gewesen. Wir haben schon ein nettes Sümmchen zusammengebracht; dieses kömmt nun dazu; und so hoffe ich, daß wir vor dem Winter soviel zusammensparen, daß der Meister Schall uns das Häuschen neu aufputzt. Im vorigen Winter pfiff der Wind gar zu stark herein, und Jonas und ich haben uns die Gicht auf den Hals geladen."

Friedrich drückte seiner Schwester die Hand und sagte: „Den Winter wird das Häuschen einen neuen Rock anziehen; der Wind soll draußen bleiben, und auch inwendig soll es schön werden und in den kalten Tagen das Ofenfeuer so lustig brennen, daß es eine Freude ist, dabei zu sitzen!" Maria schaute dem

Bruder mit großen Augen an. Sie begriff doch nicht recht, wie zu all dem das Sümmchen ausreichen sollte. „Ei," sagte sie lächelnd, „wir sind auch mit Wenigerm zufrieden; und es ist gut, daß wir das sind, denn so hoch hinaus werden wir doch nicht können. Nun aber laß dir's schmecken, Bruder; es ist nicht viel, aber doch das Beste, was ich dir bieten kann."

Anton war am schnellsten mit dem Frühstück zu Ende. Im Wandschränkchen lagen die Schularbeiten erst halb fertig; gestern war ihm der Oheim dazwischen gekommen, und nachher hatte er aus lauter Freude gar nicht mehr daran gedacht, und sie mußten doch fertig sein, wenn er nicht riskiren wollte, vom Lehrer getadelt zu werden. Zudem hatte er bis Happerschoß, wohin er zur Schule ging, einen weiten Weg. Rasch also an's Werk! Mit heiterm Sinne hatte er die Aufgaben bald gefertigt, schnürte seine Bücher in den ledernen Riemen, schob das eingewickelte Butterbrod in die Tasche, küßte Oheim und Mutter die Hand und wandelte raschen Schrittes den Fichtenwald hinan zur Schule.

Grün machte nach dem Frühstücke seinen alten Freunden Besuche, wobei er auch des Schloßverwalters Moll gedachte, der ihm gestern Abend das freundliche Anerbieten gemacht hatte. Wie innig freuten sich die beiden Freunde im Kreise von Moll's Familie des Wiedersehens! Alle Jugendfreuden wurden noch einmal in Erinnerung gebracht, und an Lachen und Scherzen war kein Mangel. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Anton's Eltern des Oheims Geschichte, die die Bauern erst stückweise erhalten

sollten, bereits vollständig kannten, das heißt, so viel er für jetzt mitzutheilen für gut hielt, und daß auch der Schloßverwalter sie schon heute ganz bekam.

Graf von Siegau, welcher Grün noch als den kleinen muntern Fritz im Gedächtnisse hatte, der bei der Treibjagd immer der Flinkste und Klügste war, sprach auch in des Verwalters Wohnung ein und bewillkommte dessen Gast mit Herzlichkeit. Grün mußte einen Besuch auf dem Schlosse versprechen, denn auch die gnädige Frau wollte den kleinen Friedrich, wie sie ihn noch nannte, gerne sehen, den kleinen Friedrich, der ihr nach dem Schnee des Winters so oft die ersten Veilchen gebracht hatte. Gegen Mittag kehrten Jonas und Anton zurück, Ersterer mit reichem Gewinnste, Letzterer mit der Entbindung von der Nachmittagsschule.

„Der Herr und mein guter Schwager sind mit mir gewesen,“ rief Jonas Steinbacher aus, „ich habe meine Fische um das Doppelte verkauft.“ „Ei, wie so?“ riefen Anton, Marie und Grün zugleich. „Hört!“ fuhr Jonas fort; „ich hatte vor, meine Fische einem Vorkäufer zu überlassen, um nur recht bald wieder zu Hause sein; aber kaum hatte ich meine Kipe niedergesetzt, als sich Alles um mich herum drängte und mich mit Fragen bestürmte. Die Leute hatten schon von Grün's Auferstehung gehört und wollten wissen, was Wahres an der Sache sei. Ich aber sagte kurzweg, es solle Niemand Etwas erfahren, bis der letzte Fisch verkauft sei. Da sollte Einer gesehen haben, wie es über meine Kipe herging! Hätte ich doch all die kleinen Teufelsdinger mitgenommen, die

noch im Char sitzen, ich wäre ein gemachter Mann! Und da, Marie, ist das Geld, schließ' es ein! Die Hütte wird sich im Winter von der andern Seite drüben stattlich ausnehmen!" „Hast du denn auch hernach Alles erzählt?" fragte Anton. „Alles!" sagte der Vater." „Und auch, daß er meinen Hans vom Dache herunter geholt hat?" fragte Anton weiter. „Versteht sich!" gab der Vater zur Antwort. „Hörst du, Hans?" jubelte Anton; „die Leute haben in der Stadt schon von dir gehört; wenn sie dich erst sähen, was für Augen würden sie dann machen!" „Anton, Anton! Spitzbub, Spitzbub!" schrie Hans und flatterte seinem Herrn auf die Schulter. Ober der Hausthüre tanzte Anton's Eichhörnchen lustig im Rade und schaute mit den klugen Aeuglein überall umher, da es Anton's und Hansens Stimme hörte.

Es war mit Grün's Ankunft ein so behagliches und angenehmes Leben in die arme Fischerhütte eingekehrt, daß Marie meinte, es sei dieselbe nicht mehr, sondern es habe sich Alles so schön verändert, wie in einem Feenmärchen. Sie selbst kam sich jünger, freundlicher und mittheilsamer vor und an Jonas sah sie kaum all die Flicke und Flecke, welche sie mit so viel Sorgfalt und Liebe beim trüben Lampenlichte auf die Blouse gesetzt hatte. Anton war freilich immer ihr Goldkind, und Niemand hätte es wagen dürfen, Etwas an ihm schlecht und unartig zu finden; heute aber war er in ihren Augen geradezu ein Engel an Schönheit und Artigkeit. Es mochte wohl sein, daß ihre Mutteraugen ein wenig zu rosig sahen, aber darin hatte sie jedenfalls Recht, daß Anton ein lieber

braver und sehr guter Junge war. Nicht leicht hätte man einen zweiten gefunden, der ihm gleich gekommen.

VIII.

Auf dem Friedhofe.

Nach dem Mittagsessen sollte ein gemeinschaftlicher Gang zum Friedhofe unternommen werden, denn unsern Friedrich drängte es, das Grab seiner Eltern zu sehen, die während seiner Abwesenheit gestorben waren. In der Ferne hatte er so oft und so innig für sie gebetet; heute wollte er es an ihrer letzten Ruhestätte thun. Es durchzuckte ihn ja noch der Schmerz, den er empfunden, als er die erste Nachricht von ihrem Tode erhielt.

Jetzt waren sie zu dem traurigen Gange bereit; sie überschritten den hölzernen Steg und hatten bald das Dörflein und das kleine Kirchlein mit dem Friedhofe erreicht. An der Mauer erblickte man ein, mit Blumen und Kränzen geschmücktes Grab, an dessen Kopfende eine Trauerweide ihre Zweige zur Erde bog. Obschon traurig, wehmüthig, sah das Grab, auf welches die Hinterbliebenen so viel Sorge verwendet hatten, doch so lieblich aus, daß Friedrich unwillkührlich stille stand und die Hände zum Gebet faltete. „Wie schön!" sprach er. „Wer ruht hier, wo die Liebe so große Sorge übt? Es ist wohl einer von den Reichen des Dorfes. Mich wundert nur, daß kein kostbarer Grabstein die Stätte ziert, doch muß ich bekennen, daß es so heimlicher und wohlthuender ist."





Ausführung u. Stich d. Manz' Kunst-Verlag.

Lerchenbach, der Besuch von [illegible]

In Mariens Augen glänzte eine Thräne. „Lieber Bruder,“ antwortete sie, indem sie die Arme um seinen Hals zusammenschloß, „es ist nicht das eines Reichen; arme Leute liegen dort, aber sie verdienen darum nicht weniger die Liebe ihrer Kinder. Unsere Eltern sind es, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.“

Nun war die Reihe, Thränen zu vergießen, an Friedrich. „Du bist es also, die ihr Grab so schön geschmückt hat, du liebe Schwester!“ sprach er schluchzend; und auf dem Grabe der Eltern umarmten sich die Geschwisterte noch einmal und weinten reichliche Freuden- und Wehmuthsthränen.

Jonas Steinbacher war sonst der Mann nicht, dem so leicht das Wasser in die Augen kam, aber hier konnte er sich doch auch nicht halten, er mußte eben auch der Trauer sein Opfer bringen, wie es Marie, Friedrich und Anton thaten. Dann knieten sie nieder und beteten aus tiefter Brust für die Abgeschiedenen. Als das Gebet geendet war, setzte sich Grün auf die Rasenbank neben der Gruft und verlor sich in Gedanken an die Vergangenheit.

„Ich sehe dich nie wieder, Fritz!“ sprach er für sich. „Ja, ja, das waren ihre letzten Worte. Ich deutete es damals anders, ich glaubte, sie wähne in ihrem Herzen, eine feindliche Kugel werde meinem Leben ein Ende machen. Ach, der Krieg hat mich verschont, aber ihr Wort ist dennoch wahr geworden. Hienieden ist nicht des Menschen Bleiben, der Herr ruft Alles, was da lebt, zn sich. Auch sie gingen hin, die mir das Leben gaben und mich so sehr liebten; aber es ist ihnen ohne Zweifel wohl über den

Sternen, denn sie waren dem Herrn gute Kinder und wandelten auf seinen Wegen. Ein bitterer Schmerz ist es für mich, daß ich sie im Leben nicht mehr umarmen konnte. Wie oft im Gewühle der Schlacht und in den unermeßlichen Wäldern des fremden Erdtheiles dachte ich Derer, welche schlummern zu meinen Füßen. Was gab mir Trost in meiner Verlassenheit? Das Bild des Gekreuzigten an meinem Halse! Du sollst mich auch ferner begleiten auf meiner irdischen Pilgerfahrt: denn du gibst mir Bürgschaft, daß ich die Meinigen jenseits wiederfinden werde, um die Glückseligkeit mit ihnen zu genießen, die du verheißen hast Jenen, die treu verharren in deinem Dienste. Mag der Herr mein Leben von mir fordern in dem heimathlichen Thale oder an den Ufern des Mississippi, ich will mich bereit halten!"

Der Aufenthalt an dem geschmückten Grabe, die Erinnerung an die Vergangenheit hatte sie Alle traurig gemacht. Langsam und schweigend schritten sie an den Leichensteinen vorbei; vor einem derselben blieb Grün stehen und neigte sich zu der goldenen Inschrift. Es war das Grab des menschenfreundlichen Mannes, der sich seiner und seines Vaters einst so warm angenommen hatte. „Auch du," sprach er wehmüthig, „gingst hinüber? Gott wird dir ein guter Richter gewesen sein, deß bin ich gewiß!" Und auch für Diesen stieg ein Gebet zu den Wolken.

Die Thür des Kirchleins stand offen, denn weil morgen ein Festag war, so säuberte der Küster Boden, Bänke, Kanzel und Altäre. Der gute, alte Mann, dem Grün als Knabe in dieser Beschäftig-

ung so oft geholfen hatte, ließ vor freudiger Ueberraschung den erhobenen Staubbesen aus der Hand fallen, und drückte Friedrich an die Brust. Er war ihm gerade wie vom Himmel heruntergefallen; kein Wörtlein hatte er von seiner Ankunft gehört, und darum däuchte es ihm wie ein Wunder. Eine Frage drängte die andere, er hätte gerne seinen ganzen Lebenslauf auf einmal berichten hören, aber jedem Einzelnen konnte Friedrich doch nicht seine Abenteuer erzählen, deßhalb sagte er: „Kommt nur heute Abend zu uns herüber, dann sollt ihr's mit anhören, wie die Andern, die auch vor Ungeduld kaum den Abend erwarten können." Deß war der alte Küster gerne zufrieden, und so schieden sie denn.

IX.

Im Hause der Eltern.

Nach dem Besuche auf dem Friedhofe wollte Friedrich das Häuschen noch einmal betreten, wo er geboren und erzogen worden war. Es wohnten andere Leute darin, die es nach dem Todesfalle für wenig Geld gekauft hatten; aber sie machten sich eine Freude daraus, Jonas und seine Angehörigen in dem Hause umherzuführen. All die Eckchen und Winkelchen, die Zeugen von Friedrich's Spielen und kleinen Freuden wurden besucht und in Augenschein genommen. Viel zu sehen gab es da freilich nicht, denn überall sah es recht dunkel und armselig aus, aber jedes Plätzchen hatte doch einen unnennbaren Reiz. „Da hat das kleine Tischchen gestanden, woran ich

meine Lection lernte," sagte er, „und hier das Bettchen worin Möpschen und ich schliefen, und dort an der Wand drehte sich der hölzerne Arm über den Tisch, woran die eiserne Lampe hing." „Und hier," sprach Marie, „ist noch der Herd, woran der Vater sein Pfeifchen rauchte, wenn er von den Botengängen nach Hause kam; aber die Brandrichter, auf denen die Kohlenbrände ruhten, sind fort. Sie und der Vogelbauer sind mit hinübergewandert zu meinem Jonas; das Uebrige mußte versteigert werden, weil Doktor und Apotheker nicht länger warten wollten." „Ja," rief Anton, „den Käfig haben wir noch, darin schläft jetzt der Hans. Großvater hat auch einen Hans gehabt, aber der ist aus Trauer um den Großvater gestorben, wie die Mutter sagt."

Als sich die kleine Gesellschaft Alles recht genau angesehen und die Geschichte der Jugend in Gedanken und Erzählung noch einmal durchgemacht hatte, begab sie sich auf den Rückweg. Grün schlug vor, dießmal einen andern Weg zu nehmen, und sie schritten der Weingartsgasser-Fähre zu. Die kleinen, von Epheuranken und Blättern ganz eingehüllten Häuschen am jenseitigen Ufer schienen gleichsam an den Berg hingeworfen; man glaubte jeden Augenblick, der Wind werde sie in die Sieg herunterrütteln. Links zog sich ein kleiner Weinberg hin, in dem voller Jubel herrschte. Die Bewohner von Weingartsgasse waren eben beschäftigt, den Segen des Herbstes von den Stöcken zu nehmen. Fröhliche Gesänge schallten aus den Bergen nieder; Mädchen und Jünglinge trugen wohlgefüllte Körbe zu den unten aufgestellten

Fässern; Karren und Schiebkarren rollten dem Dörfchen zu. Die fröhlichen Winzer luden Jonas Steinbacher und seine Begleiter mit herzlicher Gastfreundschaft ein, die süßen Beeren zu versuchen. Sie machten ohne Umstände Gebrauch von der Einladung; Marie legte noch einige besonders schöne Kloben in das Körbchen zum Nachtische für den morgigen Festtag. Jetzt schlängelte sich der Weg in mannigfachen Krümmungen der Sieg entlang, welche spiegelklar zwischen den grünen Ufern dahinfloß. Von den Kirchthürmen im Thale und auf den Bergen klangen die Glocken; an den Abhängen weideten Schafe und Ziegen und der Hirt sang sein Abendlied. — Fromm und wehmüthig gestimmt traten die Spaziergänger in das Fischerhäuschen. Hans flatterte hin und her im Käfig und schrie: „Anton, Anton! Spitzbub, Spitzbub!“ Auch das Eichhörnchen krümmte erfreut den Schwanz über den Rücken und tanzte im Rade.

Mutter Marie konnte sich nicht genug sputen mit dem Nachtessen; denn die neugierigen Bauern sammelten sich schon in ihrem Gärtchen, um die versprochene Fortsetzung von Friedrich Grün's Geschichte zu erhalten. Von Zeit zu Zeit lauerte einer von ihnen durch eine Lücke, wo die Mauersteine herausgefallen waren; es war noch immer zu früh. Ungeduldig rückten die Harrenden die irdenen Pfeifenstummel aus einem Mundwinkel in den andern. Endlich brachte der Lauscher gute Nachricht; Alle stürmten hinein, und Friedrich sprach lächelnd: „Nun könnte es losgehen, aber es fehlt uns noch Einer, dem ich auch die Geschichte versprochen habe, und

ohne den darf ich doch nicht beginnen; der alte Mann würde mir's übel nehmen."

„Wer ist's?" fragten mehrere Stimmen.

„Der alte Küster von drüben," sprach Friedrich.

Bei dieser Antwort wurden die Gesichter recht lang, denn sie wußten, daß der Alte seiner Jahre wegen einen recht gemächlichen Gang hatte und mehr Zeit brauchte, um über den Steg zu kommen, als sie selbst für den ganzen Weg nöthig hatten.

„Das kann lang werden," sagte Einer, „denn der Küster kommt schlechter vom Fleck, wie eine Schnecke, die ihr Haus mit sich schleppt.

Da öffnete sich die Thüre, und eine Stimme rief hinein: „Da hast du Recht, Jan Görg, aber heute ging's doch mit Extrapost."

Die Bauern wandten sich um und riefen wie aus Einem Munde: „Da ist er! Nun kann's losgehen."

Friedrich rückte dem Alten, der wie ein Rennpferd keuchte und sich den Schweiß von der triefenden Stirne wischte, einen Schemmel an den Tisch und begann:

X.

Schändlicher Verrath.

„Also gestern Abends blieben wir bei der Execution des spanischen Verräthers stehen und da wollen wir heute fortfahren. Wir marschirten kaum eine Viertelstunde, als uns in der Ebene das bezeichnete Schloß in die Augen fiel. Ein Reitertrupp wurde abgesandt, um Kundschaft über die Bewohner einzu-

ziehen, und, falls bewaffnete Macht darin läge, es zur Uebergabe aufzufordern. Sie kamen mit der Nachricht zurück, daß das Schloß, außer einigen Weibern und Kindern, keine Menschenseele beherberge, und daß die Herrin desselben gerne bereit sei, den ermatteten Truppen die nöthigen Lebensmittel zu verabreichen. Der Mann, welcher von unsern Kugeln gefallen war, hatte also doch die Wahrheit gesprochen. Wir baten ihm im Herzen den Verdacht ab, den wir gegen ihn gehegt hatten; der General schärfte uns ein, die Bitte des Todten zu ehren und den Wehrlosen unserm Versprechen gemäß kein Haar zu krümmen. Unsere Soldaten jubelten und ließen die gute Spanierin hoch leben. Durch den abscheulichen Pedro gewitzigt, brauchten wir dennoch Vorsicht und luden scharf. Aber diese Vorsicht erwies sich vollständig unnöthig, denn bei unserer Annäherung öffnete sich gastfreundlich das Thor. Wir zogen in den geräumigen Schloßhof ein, auf welchem sich im Halbkreise hohe, mächtige Gebäulichkeiten erhoben. Nirgends zeigte sich eine Spur von Feindseligkeit, Nichts konnte unsern Verdacht erregen. Ermüdet wie wir waren, stellten wir unsere Waffen in Pyramiden auf und lehnten uns gegen die Mauern oder streckten uns auf dem Boden aus."

„Alsbald ward für unsern Durst gesorgt, indem große Fässer mit spanischem Weine herbeigerollt und freigebig unter uns vertheilt wurden. Wie es so bei deutschen Gemüthern natürlich ist, erschollen bald unsere rheinischen und siegländischen Lieder nnd die Musik spielte dazu auf, daß das Echo von den Thür-

men herab antwortete. Auf den Stufen der Treppe, die zum Hauptflügel führte, erschien mitten unter dem Sang und Klang eine dicke, häßliche Dame, die von dem Dienstpersonale als die Herrin bezeichnet wurde. Sie gab Befehle, Küche und Keller nicht zu schonen; und unserem Generale gab sie die Versicherung, daß er hier ganz zu Hause sei und sich vollkommen als Herrn des Schlosses betrachten dürfe; nur erbat sie für sich und ihre Kinder seinen Schutz. „Mein Mann ist abwesend", sprach sie, „seinem Herzen widerstrebt das fremde Regiment in unserm Lande. Ich fürchte, daß ihn noch ein Unglück treffen wird." Bei dem Anblicke der Dame konnte ich mich eines unangenehmen und widerlichen Gefühles nicht erwehren. In diesen groben Zügen lag so viel Abstoßendes und heimlich Lauerndes, daß ich das Gesicht abwenden mußte. Zudem kam es mir vor, als hätte ich dieselbe schon irgendwo gesehen. Ich sann hin und her, wo sie mir begegnet sei, kam aber damit nicht in's Klare. Endlich wollte ich mir die Thorheit aus dem Sinne schlagen und griff nach einem Becher Wein, der mir von einem Kameraden dargereicht wurde; aber jenes häßliche Gesicht, welches gerade auf mich fiel, als ich den Becher an den Mund setzte, vergällte mir jeden Tropfen."

„Die Herrin des Schlosses lud den General ein, mit ihr in die für ihn bereiteten Gemächer hinaufzusteigen und es sich bequem zu machen, indeß die Soldaten sich bei Wein und Fleisch vergnügten. Er nahm die Einladung an und stieg mit ihr die große Freitreppe hinauf. Da unten ging der Jubel nun erst recht los, die Vivats

und Lebehochs wollten gar kein Ende nehmen. Es versteht sich von selbst, daß auch unserm General, den wir Alle von Herzen liebten, ein Glas gebracht wurde.“

„Oben that sich ein Fenster auf und der General lehnte sich mit dem Kopfe heraus, um uns seinen Dank zu spenden. Hinter ihm stand das häßliche Weib, die Eigenthümerin des Schlosses. Soldaten! hob er an — aber er sprach nicht weiter, denn plötzlich krachte oben ein Pistolenschuß, getroffen sank er zu Boden; über ihm wirbelte noch ein Wölkchen blauen Rauches. Das Weib, dem er so blindlings vertraut hatte, war seine Mörderin; noch hielt sie die Pistole in der Hand und schaute grinsend auf den Getödteten nieder.“

„Wir waren wie versteinert; aber es dauerte nur einen Augenblick, dann bemächtigte sich unser eine furchtbare Wuth und wir eilten zu den Waffen. Kaum hatten wir dieselben ergriffen, als wir von allen Seiten von bewaffneten Spaniern umringt wurden, die, wie aus der Erde gewachsen, um uns herum auftauchten. Ein furchtbares Gemetzel begann. Wir Deutsche waren über den Tod unsers Commandeurs wüthend und thaten Wunder der Tapferkeit. Aber alle unsere Offiziere fielen, kein einziger blieb übrig. Das hatte zur Folge, daß wir regellos, ohne die geringste Ordnung kämpften und unsere beste Kraft vergeudeten. Ich war nur ein gemeiner Soldat, wie die übrigen; es kam mir nicht zu, den Kampf zu leiten, aber ich konnte es nicht mit ansehen, daß Alles planlos drunter und drüber ging. Kameraden! rief ich deßhalb so laut, daß es im Schloßhofe donnernd

wiederhallte, „Kameraden, wenn wir so fortfahren, bleibt kein Mann von uns übrig. Auf, folget mir, ich will Euch führen; nach dem Kampfe trete ich sogleich wieder zurück."

„Die Kameraden hätten nicht folgsamer sein können, wenn unser General sie geführt hätte; im Nu waren sie an meiner Seite, und was ich befahl, geschah furchtlos und ohne Murren. Zehn von unsern Leuten, welche vortreffliche Schützen waren, wurden angewiesen, ihre Kugeln unausgesetzt auf die Brust der Offiziere zu richten, damit auch die Spanier ihrer Führung beraubt würden. Von einem erhöhten Punkte aus thaten sie ihre Schuldigkeit so vortrefflich, daß in kurzer Zeit alle spanischen Offiziere unter den Todten waren."

„Jetzt nahm der Kampf eine entschiedene Wendung zu unsern Gunsten und bald waren unsere Gegner bis auf den letzten Mann vertilgt. Befehl zur Schonung wäre da vergeblich gewesen, und, zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich auch nicht einmal den Versuch machte, dem Gemetzel Einhalt zu thun; wir Alle, und ich mit, waren zu Tigern geworden."

„Einmal Herren des Platzes, stürzten die Leute plündernd in's Schloß, erbrachen Kisten und Kasten, schlugen in ihrer Wuth Alles in Scherben, was sie nicht mitnehmen konnten. Ich suchte jetzt dem Unfuge Einhalt zu thun, aber da half Nichts, denn aus den Tigern waren Hyänen geworden. „Schweig," sprachen sie, „dein Regiment ist vorüber; wir wollen unsern Theil haben; magst du nicht mitplündern, so wird unser Antheil desto größer."

„Soldaten im Keller versteckt!" tönte jetzt der Ruf. „Zwei der Unsrigen sind auf der Kellertreppe gefallen." Wirklich hörten wir in diesem Augenblicke Schüsse aus den untern Gewölben. „Auf, Kameraden!" rief ich, „jetzt bin ich wieder Herr, denn es geht zum neuen Kampfe." Wir stürmten dorthin. Die breite Steintreppe führte vor eine eiserne Thüre. Im Begriffe, derselben zu nahen, pfiff eine Kugel von unten herauf, welche in dem Gewölbe über unsern Köpfen einschlug. Zu gleicher Zeit tönte aus dem Keller ein Jammergeschrei herauf. Das gab uns Flügel, aber die Thüre war verschlossen. „Holet einen Balken herbei," rief ich! „um sie einzustoßen." „Hurrah!„ schrie ein Soldat, indem er aus einer dunkeln Nische ein Weibsbild hervorzog; „hurrah! da ist die Wirthin, welche die rothe Suppe gekocht hat."

„Sie fassen, knebeln, war das Werk eines Augenblicks. „Zum Teufel!" schrie Derjenige, welcher sie zuerst entdeckt und ihr die Mütze vom Kopfe gerissen hatte," das ist kein Weib, das ist Pedro, der Verräther, der krausköpfige Verräther, der sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit angemalt hat." Ein wahres Satansgebrüll erscholl bei dieser Entdeckung; ich hatte Mühe, den schlechten Kerl für einen spätern Augenblick aufzusparen."

„Mit Gewalt entriß man ihm den Kellerschlüssel. Welch blutiger Anblick bot sich da unsern Augen! Ein Dutzend von den tapfern Deutschen schwamm im Wein und im Blute. Eine Masse Fässer, voll des köstlichsten Getränkes, lagen hier aufgeschichtet. An mehreren waren die Böden eingeschlagen, und der

Wein floß kniehoch im Keller umher. Auf einem der Fässer saß mit niedergeducktem Kopfe ein Soldat; er war es, dessen klägliches Geschrei wir vernommen hatten. Er erzählte, wie die Gier nach Wein sie in den Keller getrieben, wie dann eine unsichtbare Hand plötzlich die Thüre zugeschnappt und verriegelt, und Einer nach dem Andern durch eine Kugel von Außen hingestreckt worden sei. Indeß wir im Keller berathschlagten, was mit Pedro geschehen solle, hatte dieser bereits Gelegenheit gefunden, sich seiner Bande zu entledigen. Der Schurke hatte die wiedererlangte Freiheit zu unserem Verderben benutzt. Auf geheimen Gängen war er hinaufgeschlüpft, hatte das Schloß an mehreren Stellen in Brand gesteckt und war dann entwichen, Niemand wußte, wohin. Der Brand war aller Wahrscheinlichkeit nach schon früher vorbereitet gewesen, denn an mehr als zwanzig Stellen loderte zu gleicher Zeit die Flamme empor. Er fügte uns einen heillosen Schaden zu; die Soldaten wollten in ihrer unklugen Habsucht kein werthvolles Stück in dem brennenden Gebäude zurücklassen. Löschend und plündernd wurden viele derselben unter den einstürzenden Trümmern begraben oder in verschütteten Gemächern vom Qualm erstickt." —

Hier machte der Erzähler eine Pause, denn es war ihm vom vielen Sprechen die Kehle ganz trocken geworden; er mußte sie einmal mit einem Schluck frischen Wassers anfeuchten.

Die Bauern bekamen dadurch Zeit, sich die Gänsehaut ein wenig abzuschütteln, welche sie wie ein Friesel überlief.

„Accurat so haben wir's auch gehabt," sagte Meister Schall, „es wurde uns eben auch Alles genommen, und was die Franzosen liegen ließen, weil es ihnen zu schlecht war, das hoben nachher die Russen auf; und darum sind wir auch so blutarm geworden und können noch immer auf keinen grünen Zweig kommen. Es ist doch wahrlich Dummheit oder Bosheit, wenn manchmal Einer im Dorfe nach dem Kriege verlangt und die guten Zeiten desselben rühmt. Was mich betrifft, so weiß ich ein schönes Lied davon zu singen: als der Friede gemacht wurde, da mußte ich just den letzten Stuhl verkaufen, um mich mit Kartoffeln und Salz ein paar Tage zu ernähren. Ich sage und bleibe dabei: der Krieg ist ein Fluch."

Friedrich nickte bejahend und setzte hinzu: „Der Krieg ist wahrlich eine schwere Geißel! Wehe dem Volke, über welches sie hereinbricht! Sehet nach dem Schauplatze meiner Erzählung hin, nach Spanien! Auch jetzt wüthet dort der Krieg wieder. Die herrlichen Fruchtfelder sind niedergetreten, die Traubenstöcke in den Weinbergen umgehauen, die Städte zerstört und verbrannt, die Kirchen entweiht, die Einwohner entmenscht und voll Gier nach Blut und Aufruhr! — doch, wir wollen fortfahren. Die blutigen Auftritte, die sich in meiner Erzählung jetzt von Tag zu Tag häufen müßten, sind nicht erfreulich für das Ohr; ich werde sie übergehen, und nur das erzählen, was mehr mit meiner eigenen Geschichte verflochten ist."

„Auf dem Schlosse war natürlich unsers Bleibens nicht länger, wir mußten abziehen. Vor dem Thore hielten wir inne, um noch einmal in das

lodernde Feuer zu schauen. Da trat ein Soldat aus den Reihen und sprach: „Kameraden, wir sind jetzt tausendmal schlimmer daran, als vorher. Der General ist todt, Pedro entwischt, Verrath umlauert uns von allen Seiten. Es muß ein Haupt unter uns sein, das uns führt und dem wir unbedingten Gehorsam schwören, sonst gehen wir Alle schmachvoll zu Grunde. Ich hätte ein Anrecht auf diesen Posten; aber ich trete ihn an Grün ab, der uns schon einmal führte. Wer mit mir ist, der sage es."

„Ja, ja, Grün soll uns führen," schrien Alle, wir wollen ihm schwören."

„Wohl, meine Freunde, sagte ich, ich bin bereit, aber ich nehme die Wahl nur unter der Bedingung an, daß Ihr einen Eid leistet, meine Befehle nicht zu mißachten. Wenn Ihr einmal geschworen habt, dann ist Jeder von Euch der Kugel geweiht, der sich widerspenstig zeigt. Bedenket also wohl, was Ihr thut. Sie riefen abermals: „Sei du unser Führer!" und sie schworen den verlangten Eid. So war ich denn plötzlich zu einer Person von Bedeutung geworden; ich hatte den festen Willen, meinem Posten Ehre zu machen, und der Herr war mit mir: durch tausend Gefahren gelangten wir endlich zur Armee, ohne daß uns noch ferner ein Mann verloren ging."

XI.

Die Verwundung.

„Wie war unser armes Häuflein zusammengeschmolzen, als wir im Lager anlangten! Aber der Ruf von unsern Thaten war schneller gegangen, als

wir, das sollten wir erfahren. Der französische General hatte ein ganzes Regiment aufmarschiren lassen, welches das Gewehr präsentirte, während die Regimentsmusik dazu aufspielte. Die Fahnen senkten sich, die Soldaten riefen: Vivent les Rhenans! Der General sprengte vor unsere Fronte und hielt eine begeisterte Anrede, dann nahm er mich bei der Hand und sprach: „Deine Kameraden haben dich zum Führer erwählt. Du sollst es bleiben! Im Namen des Kaisers ernenne ich dich zum Lieutenant. Fahre so fort! Ich war mit einem solchen Wechsel wohl zufrieden und dachte schon im Stillen an die Generals-Uniform. Das ging nun freilich so schnell nicht; aber Gefahren gab's auch in der Folge genug."

„Eines Tages, als schon die Sonne sich zur Rüste neigte, schlugen wir an einem kleinen Wäldchen, wo Landleute beschäftigt waren, Früchte abzusicheln, ein Bivouak auf. An der äußersten Spitze des Wäldchens sollte ein Posten aufgestellt werden; Grün, „sagte der General," es ist das ein Posten von Wichtigkeit und fordert einen Mann von Muth und Unerschrockenheit. Ihnen und Ihren Leuten vertraue ich denselben an. Machen Sie Ihrem neuen Range Ehre. Nach Umständen können Sie dadurch eine Staffel höher steigen."

„Dankbar für so viel Vertrauen zog ich mit meinen Leuten ab und vertheilte sie auf angemessene Weise. Um vollständig sicher zu sein, verzichtete ich auf den Schlaf und übernahm selbst den äußersten Punkt, von woher die Hauptgefahr nahen sollte. Mitternacht war schon vorüber; die Büchse im Arm

schritt ich auf und ab und dachte an meine Heimath und die Lieben darin. Die Mondscheibe stand in vollem Glanze gerade über mir. Wer mit dir wandeln könnte zur Sieg! dachte ich; du leuchtest wohl auch über der Hütte meiner Eltern! Vielleicht schauen auch sie jetzt in dein Licht und gedenken ihres lieben Fritz, der im fernen Spanien Schildwache stehen muß und nicht hinüber kann in ihre Arme. In solches Sinnen verloren, war ich stehen geblieben; ein schwerer Seufzer schlich über meine Lippen. Da war es mir, als höre ich hinter mir ein Rauschen. Ich wandte mich um und schaute in das Gebüsch, konnte aber Nichts entdecken. Da glaubte ich ein neues Rauschen, dießmal aber über meinem Kopfe, zu vernehmen. Das war fast so, wie damals, wo Pedro uns in den Hinterhalt führte. Ich lauschte und lauschte, aber es ließ sich Nichts weiter vernehmen, auch konnte ich in den Baumzweigen nichts Verdächtiges entdecken. Ich beruhigte mich endlich. „Ein Vogel," dachte ich, „der im Schlafe erwacht und mit den Flügeln gefächelt hat, oder ein Eichhörnchen; dann versank ich von Neuem in Gedanken. Schrecklich sollte ich daraus emporgerüttelt werden, denn plötzlich fiel mir eine Schlinge um den Hals und schnürte mir die Kehle zu. Ich ward empor gezogen, der Athem ging mir aus, vor meinen Augen verschwammen die Gegenstände. „Gott, vergib mir meine Sünde!" seufzte ich; und Gott war bei mir; der Strick brach, ich stürzte zu Boden. In demselben Augenblicke sprang ein Mann vom Baume herab und versetzte mir, ehe ich noch aufspringen und mich zur Wehr setzen konnte,

mehrere Dolchstiche. Meine sich wiederbelebenden Augen erkannten den Verräther und Meuchelmörder. Meine letzte Kraft zusammennehmend, stieß ich, so laut ich vermochte, einen Warnungsruf aus und feuerte meine Büchse ab. Ich hörte noch, wie sich der Ruf wiederholte und die Büchsenschüsse in immer weiterer Entfernung Antwort gaben, dann schwanden meine Sinne."

„Eine lange Ohnmacht mußte über mich gekommen sein; denn als ich erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel, und in weiter Distanz hörte ich Kanonenfeuer. Blut strömte noch aus meinen Wunden, sie brannten fürchterlich. Mit Mühe und Anstrengung schleppte ich meinen Körper in der Richtung fort, woher die Kanonen donnerten; aber bald konnte ich nicht weiter. Was sollte ich nun anfangen? Wenn mich ein Spanier in diesem Zustande fand, dann war ich verloren. In der Nähe standen aufgeschichtete Kornhaufen, dahin verkroch ich mich, um vor der Wuth des Volkes gesichert zu sein. Kaum hatte ich mein Versteck erreicht, so verfiel ich wieder in eine Ohnmacht. Gegen Abend erwachte ich von Neuem und fühlte, wie die mich zudeckenden Garben abgenommen wurden. Bauern waren auf dem Felde beschäftigt, die Ernte einzufahren. Ein Knecht nahm eben die letzte Garbe weg, die mich verbarg; bei dem Anblick meiner Uniform hob er die Gabel um mich zu durchbohren; da er aber meinen elenden Zustand bemerkte, ließ er sie wieder sinken und betrachtete mich mit mitleidigem Gesichte. Indem er einige spanische Worte murmelte, die ich nicht verstand, zog er eine Flasche aus der Jacke und goß mir einige Tropfen

Wein in den Mund, die mich wundersam stärkten. Ich schlug neu die Augen auf, ich wünschte wieder zu leben und warf meinem Wohlthäter einen dankbaren Blick zu. Den übrigen Bauern, die an andern Haufen luden, mochten seine Handthierungen wohl etwas sonderbar vorkommen; denn sie richteten Fragen an ihn und näherten sich uns. Schnell verdeckte er mich mit einigen Garben und fuhr dann fort zu laden. Da die Bauern Nichts entdeckten, was ihren Argwohn hätte rege machen können, so entfernten sie sich bald wieder. Zu meinen Schmerzen hatte sich nun noch die Angst vor Entdeckung gesellt; ich fand nur in meinem inbrünstigen Gebete Ruhe und Erquickung."

„Juan, so hieß der Knecht, wie ich später erfuhr, wußte mich mit den Garben auf den Wagen zu bringen, zog mir rasch seine Jacke an und verbarg mich dann gänzlich zwischen dem Getreide. Der Wagen ging langsam vorwärts. Da die Voranfahrenden ihn beständig zur Eile mahnten, so trieb er die Pferde mit verstellter Heftigkeit an, wußte es aber doch so einzurichten, daß wir bald eine weite Strecke zurückgeblieben waren."

XII.

Im Kloster.

„Jetzt bog der Wagen in ein Wäldchen ein; ich konnte das aus meinem Versteck deutlich sehen. Durch die Bäume erblickte man ein Kloster, vor dessen Thor ein Mönch stand. Juan trat zu ihm und lispelte

ihm leise Etwas in's Ohr; dann hob er mich vom Wagen, drückte seine Lippen auf das Krucifix, das ihm in die Augen gefallen war, als er mir die Jacke aufknüpfte, legte mich vor dem Mönch nieder, peitschte die Pferde an und verschwand hinter der Krümmung des Weges."

„Der Mönch, dessen Gesicht Milde und Güte verrieth, schob mich schnell zum Thore hinein und verriegelte es von Innen. Dann führte er mich in eine Zelle, wusch und verband meine Wunden und netzte meine Lippen mit stärkendem Wein. Von diesem Zeitpunkte an weiß ich nur noch wenig; ein tödtliches Fieber hatte mich ergriffen und mir das Bewußtsein geraubt. Zuweilen erwachte ich aus meinem todesähnlichen Traume und erlangte auf einige Minuten das Bewußtsein zurück. Endlich hatte die sorgfältige Pflege des frommen Vaters und einiger andern Brüder mein Leben außer Gefahr gebracht; mit jedem Tage mehrten sich meine Kräfte und ich konnte bald wieder zusammenhängend denken und mich der vergangenen Ereignisse erinnern."

„Meine erste Handlung war ein Dankgebet zu Gott für meine Rettung vom Tode; ich gedachte darin auch der guten Menschen, deren sich Gott zu meiner Rettung bedient hatte; die mich nicht gefragt hatten, weß Glaubens und Standes ich sei, sondern sich meiner annahmen, ohne zu wissen, wer und woher ich war."

„Der Klostergarten, den ich bald besuchen durfte, gewährte mir manches Vergnügen, denn ich fand hier Blumen und Kräuter sorgsam gehegt, die auch unter

der Sonne in Deutschland wachsen. Nur Eins that mir wehe: nie hörte ich ein deutsches Wort, nie kam mir ein deutsches Buch zu Gesichte; endlich jedoch wurde mir auch diese Freude zu Theil. Einst besuchten mich einige fromme Väter im Garten; sie wollten sich mit mir unterhalten und sprachen mich in Spanisch an; aber ich verstand nur hie und da ein Wort; das Wenige, was ich gewußt hatte, war von der Krankheit wieder hinweggenommen worden; ein anderer wollte französisch mit mir reden; aber auch hier hatte mein Gedächtniß zu große Lücken. Da rief ein noch ziemlich junger Mönch zu mir herüber: „Bist du vielleicht aus Deutschland?" Eine unbeschreibliche Freude drang durch mein Herz. Freunde, Ihr glaubt nicht, wie wohl es thut, im fremden Lande unter unverständlichen Tönen einmal die Muttersprache zu hören. Der gute Vater besorgte mir aus der Klosterbibliothek auch deutsche Bücher und verschaffte mir dadurch manche glückliche Stunde. — Auf der Gallerie der Schloßkirche waren einige Krankenzimmer eingerichtet, wo man der Messe beiwohnen konnte und doch Nichts von der für Kranke schädlichen Kirchenluft zu befürchten hatte; hier hatte Vater Alfonso, mein Arzt und Pfleger, mein Lager aufgeschlagen, seit ich auf dem Wege der Genesung war. Ein Ruhebett, bequemer und weicher, als es die frommen Väter selbst hatten, ein Tisch mit einem Krucifix, ein Stuhl und einige deutsche Erbauungs- und Gebetbücher waren meine Gesellschafter, wenn Vater Alfonso abwesend war. Wiewohl mir in den einsamen Stunden immer und immer die Gedanken an die

Heimath wiederkehrten, obschon es mir das Herz schier abriß, ihnen so fern zu sein, so murrte ich doch nicht. Hatte mich doch Gottes Finger so wunderbar geleitet, daß die geringste Klage große Vermessenheit gewesen wäre. Hatte er mir nicht stets einen guten Engel auf meine Wege gesandt? Als Knabe schützte und leitete mich der menschenfreundliche Notar, dessen irdischer Theil drüben auf dem Friedhofe ruht; im Gewühle der Schlacht wehrten unsichtbare Hände die Kugeln von meinem Herzen; im Todeskampfe schwebend sandte er mir den Bauernknecht und rührte dessen Herz zur Milde. Möge der Herr diesen braven Seelen in vollem Maße seinen Segen zukommen lassen! Jetzt waren es diese frommen Mönche, in deren Haus mich Gott geführt hatte, und die mich aufnahmen und pflegten, wie Sohn und Bruder. Das Glück — das läßt sich nicht läugnen — wurde mir in reichem Maße zu Theil; natürlich brachte das eine äußerst freudige Stimmung in meinem Herzen hervor, dennoch war es nicht überall, wie es sein sollte; ein tiefes Weh quälte mich: wie sollte ich Juan, wie den Mönchen mich dankbar bezeigen? Arm und mittellos, wie ich war, konnte ich nie hoffen, ihre Liebe und Sorge auch nur im Entferntesten zu vergelten. Wo ich ging und wo ich stand, dachte ich nach, aber all mein Kopfzerbrechen war nicht im Stande, mich in diesem Stücke um ein Haar klüger zu machen. Wie erfreut war ich daher, als eines Morgens jener junge Mönch in meine Zelle trat und also sprach: Deine Gesundheit ist nun so weit gekräftigt, daß du die Reise zu deinem Vaterlande oder

zu deiner Armee unternehmen könntest, wenn Beides nicht mit zu großer Gefahr verknüpft wäre. Unsere Soldaten ziehen sich wieder in der Nähe zusammen, du würdest ihnen in die Hände fallen und umgebracht werden. Willst du hier bleiben, bis die Gefahr vorüber ist und dir, um kein Aufsehen durch so langes Verweilen zu erregen, eine leichte Beschäftigung suchen, so wird das allen Brüdern willkommeu sein. Ich antwortete: „Gerne würde ich den größten Gefahren trotzen, um zu den Meinigen im lieben Siegthale zurückzukehren; nach der Armee aber gelüstet es mir nicht, obschon ich vielleicht mit der Zeit eine ehrenvolle Stelle in derselben einnehmen würde. Vorläufig aber möchte ich überhaupt noch nicht zurückkehren, bis ich wenigstens in Etwas meine Dankbarkeit für dir Menge der Wohlthaten, welche ich unter diesem gastlichen Dache genossen, an den Tag gelegt habe. Bei meiner vollständigen Mittellosigkeit könnte das kaum anders geschehen, als durch körperliche Beschäftigung. Nun habe ich aber bemerkt, daß in Folge des Krieges das Kloster Mangel an Arbeitern hat, und daß die guten Mönche gezwungen sind, die Kirche und Klostersäle selbst zu reinigen. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wollte man mir diesen Dienst übertragen." Ungeachtet der Weigerung der Ordensbrüder beharrte ich auf meiner Bitte, und man erfüllte sie endlich, aber doch eigentlich nur, um meiner persönlichen Sicherheit eine größere Bürgschaft zu geben. Vom Morgen bis Abends säuberte und fegte ich, und setzte einen rechten Stolz darein, Alles spiegelblank zu halten. Eines Tages kaum auch die Bibliothek an die Reihe und da fand

ich denn eine neue Beschäftigung, die in mein Metier paßte. Eine Menge Broschuren und Manuscripte lagen ungebunden in der Bibliothek aufgestapelt. Für mich und die Mönche war es eine gleichgroße Freude, daß ich das Buchbinderhandwerk aus dem ff verstand. Ein Brett nach dem andern füllte sich mit prächtigen Bänden; mit Genugthuung gewahrte ich, daß mir die Arbeit überraschend schön gelang. Noch heute denke ich gerne daran zurück, und ich habe wohl Grund dazu, denn in jener Bibliothek steht mein Meisterstück. Auch sonst machte ich mich durch allerlei kleine Dienste so nützlich als möglich. Der junge Mönch fand immer mehr Gefallen an mir; einen großen Theil des Tages brachte er in meiner Gesellschaft zu, und die Zeit wurde nicht verplaudert und vertrödelt; nein, er unterrichtete mich im Spanischen, und ich brachte es durch unausgesetzten Fleiß so weit, daß ich mich in kurzer Zeit mit meinen Wohlthätern in der Landessprache unterhalten konnte. Mein Leben floß ziemlich glücklich hin; es mangelte mir Nichts als die Heimath; aber es sollte nicht lange so ungetrübt bleiben. Eines Tages war ich im Garten beschäftigt, das überwuchernde Unkraut auszujäten, da kam Juan plötzlich keuchend und schweißtriefend hereingestürzt. „Fort, fort!" schrie er mir entgegen. „Das Verderben ist los. Rette dich! Rette dich! Verliere keinen Augenblick, du bist entdeckt! Schnell, schnell! sie sind mir auf den Fersen!" „Die herbeieilenden Mönche umstanden mich mit den Zeichen der größten Angst; aber keiner von ihnen wußte, was nun zu beginnen sei. Sie hatten alle den Kopf verloren, ich selbst am

meisten. Juan allein blieb kaltblütig; er zog Vater Alfonso bei Seite und theilte ihm seinen Plan mit; der nickte mit dem Kopfe. Schnell wurde ich in spanische Bauerntracht gehüllt und durch eine geheime Thür in der Gartenmauer in's Freie gebracht. Alles ging so rasch, daß ich draußen stand, ohne Dank und Abschied. Ein schwerer Beutel fiel über die Mauer und Vater Alfonso rief mir zu: Eile in das Wäldchen dort, wo du ein Haus finden wirst. Tritt da hinein, dort bist du sicher. Heute Nacht erhältst du nähere Nachricht!"

„Der Kopf des Mönchs verschwand. Einen Augenblick blieb es stille, dann aber glaubte ich im Garten heftige Schritte zu vernehmen. Da trieb mich die Angst von dannen. In der Ferne erblickte ich einen Eichenwald; ich lief, so schnell ich laufen konnte, aber manchmal erlag ich der Anstrengung und konnte nicht weiter; denn der Wald, der mir so nahe geschienen, war eine weite Strecke von dem Kloster entfernt. Nach kurzer Rast raffte ich jedesmal wieder meine schwachen Kräfte zusammen und begann von Neuem zu laufen. So mochte ich wohl eine Stunde lang mich abgemüht haben, als ich endlich das schützende Wäldchen erreichte. Nicht weit vom Eingange in dasselbe stand ein ländliches Gebäude, vor dessen Thür ein Bauer saß, den ich schon im Kloster gesehen hatte. Da die Väter mir bei diesem Manne volle Sicherheit zugesprochen hatten, so nahm ich keinen Anstand, ihm hastig die Ursache meines Kommens mitzutheilen. „Freund," sprach er, „da ist keine Zeit zu verlieren; wenn sie dich im Kloster nicht finden, werden sie die

Umgegend durchsuchen und vielleicht auch hieher kommen. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich zu verbergen. Zu meinem Asyle wurden die wohlverwahrten Kellergewölbe gewählt, wohin mir der brave Mann reichliche Erfrischungen brachte. Vom Laufen müde, schlief ich bald ein; aber mein Schlaf war kein erquickender, denn ich wurde im Traume unaufhörlich durch Wald und Feld gehetzt, und war zwanzigmal nahe daran, meinen Verfolgern in die Hände zu fallen."

„Ein Klopfen an der Thüre weckte mich aus meinem unruhigen Schlaf. Mißtrauisch lauschte ich und gab keine Antwort. „Oeffne", sprach jetzt eine Stimme. Es war Juan. Die treue Seele war gekommen, mich vor der nahenden Gefahr zu warnen. „Ein gefährlicher Mensch mit Namen Pedro", sprach er, „hat geschworen, deinen Kopf auf das Dach des Klosters zu pflanzen. Er wird Wort halten, wenn er dich findet; denn wahrlich du hast keinen größern Feind in ganz Spanien, als diesen. Er hat Wind von deinem Aufenthalte bekommen, und kann mit seiner Bande jeden Augenblick hier eintreffen. Wehe dir, wenn er dich hier findet! Und finden wird er dich. Ehe er abläßt, zündet er das Haus und den Wald an. Fort mußt du und zwar auf's Meer; denn an der ganzen Küste ist kein Ort, wo man den Willen hätte, dich auch nur auf eine Stunde zu verbergen. Dem Herrn sei Dank, daß die Nacht rabenschwarz ist, um so leichter wird uns die Flucht werden."

„Kaum hatten wir das Haus verlassen, als wir Pferdegetrappel hörten, das sich rasch meinem Asyle näherte.

„Schnell“, sagte Juan, „der Mann ist unterrichtet, er wird nicht leugnen, daß du hier gewesen bist, aber er wird sie auf eine falsche Fährte leiten.“

XIII.

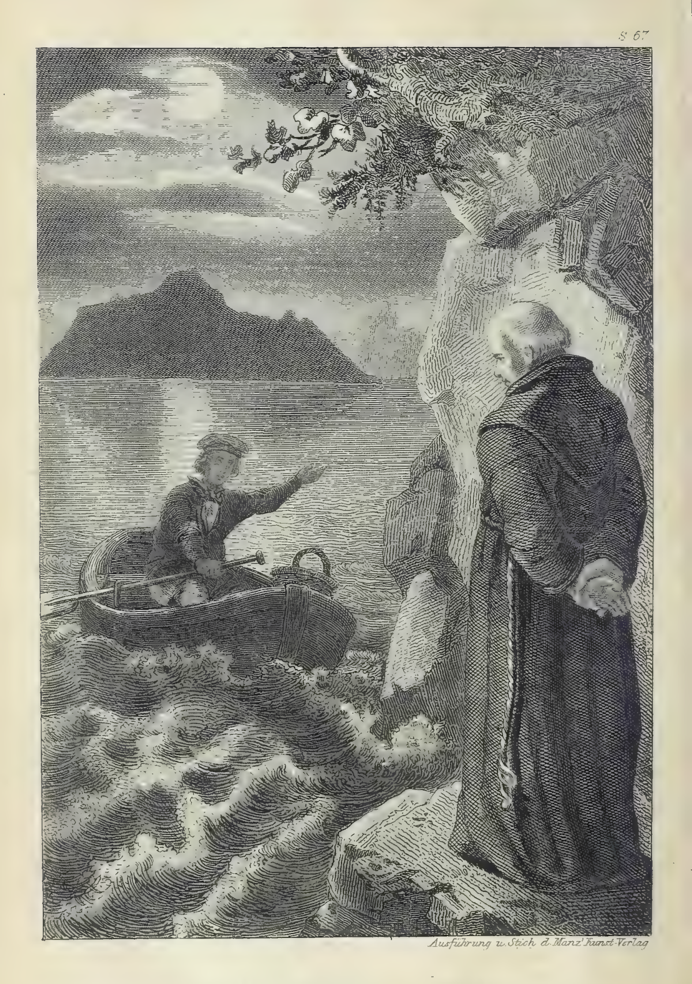
Auf dem Meere.

„Juan und ich eilten dem Ausgange des Waldes zu; als wir denselben hinter uns hatten, ging unser Weg durch eine öde Sandfläche, die nach einem zweistündigen Marsche an's Meer führte. Während dieser Zeit war der Mond aufgegangen und wir sahen in einer kleinen Bucht ein Boot liegen, in welches mich Juan hineinzog, und dann rasch vom Ufer abstieß. Eine Zeit lang ruderte er am Gestade hin, bis wir eine andere Bucht erreichten. Hier band er das Boot fest, und ließ mich warten. Nach einer Weile kam er mit Lebensmitteln zurück, legte dieselben in's Boot nieder, und sprach: „Nun mein Freund, ist meines Bleibens nicht länger. Ich muß dich Gott und deinem Schutzengel überlassen; aber ich denke, sie werden dich nicht schlechter leiten, als ich es gethan haben würde. Dein Heil liegt auf dem Meere, deine Sicherheit ist eine Insel, deren Bewohner für diesen Fall von den guten Mönchen bereits unterrichtet sind. Kannst du ein Boot lenken?“

„Auf kleinem Wasser,“ gab ich zur Antwort, „war ich einst ein Meister darin! Meerwasser aber habe ich nie unter den Füßen gehabt.“

„Das Meer ist ruhig,“ sprach er, „kein Unwetter zu fürchten; steuere also im Namen Gottes! Schau dort den





Ausführung u. Stich d. Manz' Kunst-Verlag

Herchenbach, der Besuch vom [illegible]

dunkeln Punkt im Meere! Das ist dein Asyl. Steuere unaufhaltsam darauf zu und laß den Muth nicht sinken; bei angestrengtem Rudern wirst du gegen Morgen das kleine Inselchen erreichen. Bei den Fischern, die dort wohnen, bist du sicher. Du magst so lange da verweilen, bis sich entweder deine Kameraden wieder hier in der Nähe zeigen oder ein Schiff dich zur Heimath führt."

„Ich wollte mich in Dankesworten erschöpfen, aber er drückte mir rasch die Hand, stieß das Boot in's Meer und sprang an's Ufer. Eine Weile blieb er noch stehen und folgte mir mit den Augen, dann eilte er schnellen Laufes von dannen.

„Ich ruderte aus Leibeskräften der Insel zu und hatte während dieser Beschäftigung hinreichend Zeit, über meine vielfachen Abenteuer nachzudenken."

„Wiederum war es Pedro, der mich verfolgte; fast seit ich den Fuß auf spanischen Boden gesetzt hatte, war dieser Mensch mein böser Genius; er folgte mir, wie mein eigener Schatten und allenthalben führte er mich an den Rand des Grabes. Was habe ich diesem Menschen gethan, daß gerade ich immer das Ziel seiner Rache war? Doch ja, ich hatte ja sein erstes Vorhaben zu Schanden gemacht, als er im Nachtlager unsern Commandeur ermorden wollte, und seitdem war ich nirgends sicher vor seiner Kugel und seinem Dolche. Aber jetzt trennte mich das Meer von ihm, welches sich unermeßlich vor mir ausdehnte. Endlich dachte ich, wirst du ihm doch entrinnen."

„Ach wie war ich jetzt so vollständig allein! In der Heimath hatte ich wohl oft den Nachen über die

Sieg gelenkt, aber das Meer, diese unübersehbare Wasserbahn — wie sollte ich mich da zurecht finden! Mit einem tiefen Seufzer ruderte ich weiter; ein unnennbares Grauen überfiel mich, als der Raum zwischen mir und dem Ufer immer größer wurde, und das schwache Fahrzeug wie ein leichter Federball auf den Wellen hintanzte. Da aber Juan versichert hatte, das Meer werde ruhig bleiben, so schöpfte ich Muth und ruderte frisch vorwärts, immer auf die dunkle Spitze zu. Einigemal erschreckte mich der Gedanke, warum Juan für eine so kurze Fahrt Lebensmittel in mein Boot geschafft habe. Hatte er trotz seiner Versicherungen gefürchtet, ich würde vielleicht hülflos umhergeschleudert werden und die Insel nicht erreichen?"

„Gegen Morgen, als ich mich auf der weiten Wasserfläche umsehen konnte, wurde mir dieses Räthsel gelöst. Mit dem Inselchen verhielt es sich, wie mit dem Walde; es war bedeutend weiter entfernt, als Juan mir gesagt hatte. Wenn die Fahrt ohne Unfall abging, konnte ich kaum vor Abend an meinem Bestimmungsorte anlangen. Wahrscheinlich wollte mir der gute Mensch durch diese Unredlichkeit mehr Muth machen, den Seeweg allein anzutreten. Es war ein erhebender Anblick von den gebrechlichen Planken meines Kahnes in die hohe See; die Größe und Allmacht des Schöpfers trat hier in einer Großartigkeit hervor, wie ich sie bisher nie geahnt hatte. Die Brust wurde mir weiter und ich fühlte auf den Wellen die Nähe des Allzeitheiligen."

„Juans Vorsicht kam mir gut zu statten, ein Bissen Brod und ein Schluck stärkenden Weines

verliehen mir neue Kräfte zur Lenkung des Bootes, mit dem ich jetzt schon recht gut umzugehen verstand. Freudig klopfte mein Herz in der Brust, als ich der Insel so nahe gekommen war, daß ich die Bäume erkennen konnte. Den ganzen Tag über war der Himmel heiter und rein gewesen, und kein Wölkchen hatte seine Frische getrübt. Jetzt zeigten sich einige unbedeutende Fleckchen an demselben, die ich mit Vergnügen betrachtete, weil ich die furchtbare Gefahr nicht kannte, die sie in sich bargen. Allmählig wurden sie größer und zogen sich zusammen. Auf dem Meere erhob sich der Wind, das Wasser fing an, Wellen zu schlagen, mein Boot wurde hin und hergeworfen, und ich vermochte es nicht mehr zu regieren. Mit jeder Minute nahm der Sturm zu; Seemöven flogen um mein Fahrzeug herum und ängstigten mich durch ihr Geschrei; denn ich hatte oft gehört, daß sich diese Vögel immer auf dem Meere zeigen, wann ein gefährlicher Sturm die Schiffer bedrohe. Es war noch nicht Nacht, aber der Himmel hatte sich so mit Wolken bedeckt, daß ich nur auf einige Augenblicke die Insel sehen konnte, wenn gerade ein Blitzstrahl durch die schwarzen Wolkenmassen hinfuhr. Immer schrecklicher rollte der Donner, immer flammender zuckten die Blitze; jedesmal, wenn die Wellen mein Boot thurmhoch zum Himmel hoben, und dann wieder in die unermeßliche Tiefe hinabschleuderten, glaubte ich, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Angeklammert an die Planken, lag ich auf dem Schiffsboden und flehte zu Gott um Rettung. Aber Trost kam nicht in meine Seele und Rettung wurde mir nicht. Das

Wasser drang in Strömen in's Boot und überfluthete mich ganz. Da mußte ich mich wohl erheben und ausschöpfen, wenn ich nicht untersinken wollte. Jetzt ein fürchterlicher Blitz, und ein gewaltiger Ruck — mein Fahrzeug borst in der Mitte entzwei. Eine niederstürzende Woge riß mich mit sich in die Tiefe, und dann wieder in die Höhe. Einige Ellen weit von mir schwamm der umgestürzte und zertrümmerte Kahn, aber ich konnte denselben mit aller Anstrengung nicht erreichen, der unvermeidliche Tod trat mir vor die Augen. Ich schloß sie und erwartete mit Ergebung in den Willen Gottes den letzten Schlag. Aber in der höchsten Noth war Gottes Hülfe nahe; ein Wellenschlag brachte mich wieder so nahe an die Trümmer des Kahnes, daß ich mich mit den Händen an dieselben festklammern konnte. Alle meine Kräfte anstrengend gelangte ich auf dieselben und hielt sie fest umkrallt. Nach und nach wurden die Blitze seltener, und weniger schrecklich; der Sturm legte sich und das rettende Boot schwamm ruhig über das still gewordene Wasser."

„In dem Sturm waren meine kaum geheilten Wunden wieder aufgerissen worden; ich litt an Schmerzen und Ermattung. Ein ungeheuerer Ekel kam über mich; mein Kopf schwindelte, ich verlor die Besinnung." Nach dieser Schilderung erhob sich der Erzähler und sprach: „Ja es ist etwas Schreckliches, auf dem endlosen Meere zu schwimmen und nur ein schwaches Brett unter den Füssen zu haben; möge es keinem von Euch so schlimm werden, es einst zu erfahren! Doch, meine

Freunde, für heute wollen wir abbrechen, damit dem morgigen Tage auch noch etwas übrig bleibt."

Den Bauern war das gar nicht nach der Mütze; sie wären am liebsten die ganze Nacht geblieben, aber Grün sagte entschieden: „Es bleibt so, morgen weiter!" So zogen sie dann kopfkratzend hinweg, und Meister Schall nahm den alten Küster unter den Arm und sprach: Allein wird's Euch doch zu sauer werden. So will ich Euch denn hinüberbegleiten. Des war der Küster nicht wenig froh und stapelte mit Schall hinweg.

XIV.

Der Schwarze.

Friedrich Grün hatte schon während der Erzählung einige Male durch das kleine Fenster über die Sieg hinabgeblickt, und dabei eine gewisse Unruhe an den Tag gelegt. Jetzt, da die Landleute sich empfohlen hatten, trat er an dasselbe und trommelte ungeduldig auf den Scheiben, indem er leise vor sich hin sagte: „Es wird ihnen doch kein Unglück begegnet sein!" Jonas Steinbacher trat zu dem Schwager und sprach sich nach seiner frommen Weise über die wunderbare Führung des Himmels aus. Da tönte es vom jenseitigen Ufer: „Hol über!" und ein schwerbepackter Wagen hielt an der Fähre. Wo es etwas zu verdienen gab, war Jonas rasch bei der Hand, so auch jetzt, wo der Wagen seiner harrte. Im Nu war er den Hügel hinab, stand in der Schalde und steuerte hinüber den Rufenden zu holen.

Die Ruder fielen dem ehrlichen Fährmann vor Schrecken und Staunen aus den Händen, als ein Mann mit krausem Haar, kohlschwarzem Gesichte, Hals und Händen aus dem Wagen sprang und Hand anlegte, denselben in den Kahn schieben zu helfen. Als vollends der schwarze Mann den Mund aufthat, im Scheine der Laterne eine Reihe schneeweißer Zähne sehen ließ, und gar sonderbare, unverständliche Worte murmelte, da machte der ängstliche Steinbacher das Zeichen des Kreuzes. Der Schwarze, den er für den leibhaftigen Satan hielt, entsetzte sich indessen nicht im Geringsten über dieses heilige Zeichen, sondern schob emsig an den Rädern. Jonas war nur durch den kräftigen Zuruf seines Schwagers, der ihm an's Ufer nachgeeilt war und ihm lachend versicherte, daß er nichts zu befürchten habe, zu vermögen, die unheimliche Gesellschaft über den Fluß zu setzen. Am jenseitigen Ufer hielt er sich vorsorglich in einiger Entfernung und betrachtete seinen Schwager mit einer Mischung von Staunen und Unwillen, da dieser dem Schwarzen freundlich die Hand schüttelte und in unverständlichen Tönen mit ihm redete. Friedrich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß es ein Land gäbe, wo alle Leute so schwarz seien, wie dieser Mann, und daß das anwesende Exemplar keineswegs der Teufel, sondern ein Mensch sei, wie er, der esse, trinke und schlafe und zwei ordentliche Menschenfüße, weder Hörner, noch Klauen habe.

Der kleine Anton, der auch mit hinabgelaufen war, hatte zwar in der Schule schon von den schwarzen Leuten gehört, aber er konnte sich doch erst auf lan-

ges Zureden entschließen, die süßen Näschereien aus der Hand des Schwarzen anzunehmen.

Der Liebling Anton's, Hans, hatte den Kopf unter die Flügel gesteckt, und schlief bei der Ankunft des Negers in seinem Käfig fest und sorglos, sonst hätte er ohne Zweifel die Furcht der Fischerfamilie getheilt und strafend gerufen: Spitzbub, Spitzbub!

Der Schrecken vor dem eigentlichen und wirklichen Satan ist leider bei den meisten Leuten nicht sehr groß; wenigstens thun sie alle Augenblicke Dinge, die nach seinem Geschmacke sind. Man braucht sich also nicht sehr zu wundern, daß die Angst vor dem nur vermeintlichen noch eher schwand. Und als nun der schwarze Sohn des Südens anfing, den Inhalt des Wagens in dem kleinen Fischerhäuschen auszukramen und ein Paket nach dem andern auf den Tisch niederlegte, da schwand auch der letzte Rest von Furcht. Und es war das eigentlich kein Wunder, denn er lachte in einem fort und machte dabei ganz possirliche Sprünge.

Es war schon ziemlich spät, aber Grün wollte seinen Verwandten vor dem Schlafengehen doch noch eine Freude bereiten; er öffnete deßhalb einige der Pakete und breitete deren Inhalt auf dem Tische aus. Da sollte man die Augen gesehen haben, als die köstlichen Stoffe im Scheine der Oellampe flimmerten, daß es den Beschauern fast wehe an den Augen that. Jonas stand mit übergebeugtem Körper in ehrerbietiger Entfernung und schaute unter der Hand her, die er über die Brauen gelegt hatte; Anton's Augen strahlten wie leuchtende Thautropfen, und er hüpfte

wie ein Reh in der Stube umher. Mutter Marie trocknete sorgfältig die Hände an die blaue Schürze und berührte nur mit den Fingerspitzen die Zipfel der kostbaren Stoffe.

Friedrich breitete ein Stück glänzender Seide aus und hielt es seiner Schwester anpassend vor, indem er sagte: „Das würde dich allerliebst kleiden, liebe Marie! Am nächsten Sonntage mußt du so geputzt in der Kirche zu Happerschoß erscheinen.“ Man sah es der guten Frau an, daß in diesem Vorschlage ein verführerischer Zauber lag, daß ihr das Bild der seidenen Marie über alle Vergleiche schön vorkam. Es kostete ihr sichtlich einen schweren Kampf, die Herrlichkeit von der Hand zu weisen; aber ihr braver Sinn siegte doch bald über diese Anwandlung von Eitelkeit und sie sprach kopfschüttelnd und mit tiefem Erröthen: „Nein, Friedrich, das paßt nicht für unser eins. Die arme Fischersfrau würde sich ja schämen müssen, in einer Kleidung zu erscheinen, wie sie kaum die gnädige Gräfin trägt.“

„Du bist nun lange genug arm gewesen,“ entgegnete Friedrich, indem er sie in seine Arme schloß; „es sollen nun bessere Tage kommen, Tage der Freude und des genüglichen Genusses. Sieh hier, das Alles ist dein!“ Also sprechend öffnete er eine umfangreiche Chatulle, in der die blanken Goldstücke fest aneinandergedrückt zusammenlagen. Sprachlos vor Ueberraschung und freudigem Schreck stand die ganze Familie da, bald auf die Menge Goldes, bald auf Friedrich sehend. Aus Friedrich's Augen aber leuchtete die reine Freude; der Gedanke war ihm wohlthuend,

seinen Lieben ein besseres Loos bereiten zu können, als ihnen bisher zu Theil geworden war. Selbst der schwarze Mann und der Kutscher konnten sich einer Rührung nicht erwehren, als sie die stumme Glückseligkeit der armen, plötzlich reich gewordenen Fischerfamilie mit ansahen.

Schwager, Fritz, Oheim! tönte es wie aus einem Munde, als die Erstaunten sich endlich erholten; mit Thränen des Dankes und der Freude warfen sie sich an ihres Wohlthäters Brust. Schluchzen erfüllte die kleine Stube, welche jetzt nur glückliche Menschen umschloß. „Danket mir nicht," sagte Friedrich, „danket Dem da oben über den Sternen, der mir nach langen Leiden und Mühen irdischen Ueberfluß bescheerte. Ich thue nur meine Pflicht, wenn ich einen kleinen Theil meiner Habe denen zukommen lasse, die nächst meinen Kindern die größten Ansprüche darauf haben."

Die Freude war zu groß, als daß man jetzt noch Augen für die blendenden Geschenke und die noch uneröffneten Pakete gehabt hätte. Man mußte sich ja aussprechen, ausweinen. „Nun wollen wir aber auch die Ruhe suchen," sprach Friedrich, „damit wir Morgen nicht einen wüsten Kopf vom Wachen haben."

Schlaf fühlten die Glücklichen nicht, wohl aber ein Bedürfniß nach Einsamkeit, um das volle Herz vor Gott auszuschütten. Sie trennten sich für die Nacht, aber wie erwähnt, der Schlaf wollte nicht in die Augen der glücklichen Fischerfamilie kommen; denn des Segens war in den letzten Tagen gar zu viel über sie ausgegossen worden. Friedrich aber schlief einen gesunden Schlaf

und Gott schenkte ihm einen lieblichen Traum. Wie hätte es anders sein können?

Am andern Morgen war die Mutter Marie schon mit dem flügelleichten, stets frühzeitigen Hans munter, der bei dem Anblicke des blinkenden Goldes, das noch auf dem Tische lag, ebenfalls von einem behaglichen Entzücken hingerissen wurde, kräftig in die Flügel schlug und seinen Gefühlen durch den geläufigen Ruf Luft machte: Anton, Anton! Spitzbub, Spitzbub! „Ach, du bist ein böser Schwätzer,“ sagte Marie; „es spitzbubt sich hier nichts, ist alles mit Ehren in die arme Hütte geflogen.“

Sie konnte das große Glück nicht allein tragen; sie mußte ihr Herz der guten Schloßverwalterin öffnen. Da war nur ein fataler Umstand, daß es noch gar so frühe am Tage war. Ungeduldig ging sie im Gärtchen auf und nieder, wo sie am Morgen den braunen Saamen ausgestreut hatte, und zerrupfte in Gedanken die Blümchen, an die ihr sonst keine Hand kommen durfte. Die Ungeduld wuchs mit jeder Minute. „Ach, ich geh', ich geh',“ sagte sie zu sich selbst, und eilte den Berg hinauf. Zwar wußte sie, daß die Verwalterin in so früher Stunde noch schlief, aber länger ging es nun einmal nicht, sie mußte jemanden haben, der sich über ihr Glück mitfreute.

Die Schloßverwalterin war eine von den wenigen guten Frauen, die Andern stets zu Diensten sind, deßhalb erhob sie sich rasch von ihrem Lager, als das Mädchen sie weckte und ihr den frühen Besuch verkündigte

Bei der armen Frau mangelt's an allen Enden dachte sie, und nun hat sie den Schwager da; ich,

werde ihr mit irgend etwas aus der Noth helfen sollen. Gewiß, gewiß, sie soll nicht vergeblich kommen.

Während dieses Selbstgespräches hatte sie die Küche erreicht, wo Marie ihrer harrte.

Die Schloßverwalterin brauchte wahrlich nicht zu fragen: Was gibt's, Frau Steinbacher? und womit kann ich dienen? Die Marie war ja so voll von dem Glücke, daß sie gar nicht einmal warten konnte, bis die Köchin die Thüre hinter sich hatte. Sie fiel, wie man zu sagen pflegt, mit der Thür in's Haus, und erzählte die ganze Geschichte hintereinander her, bis auf den Schwarzen und die grausame Menge von Goldstücken. Und als sie nun geendigt hatte, da seufzte sie einmal laut auf und weinte, daß sich die Thränen jagten.

Die Verwalterin freute sich so innig, als ob sie's schier selbst angegangen hätte. — Die Köchin hatte es auch eilig; im Handumdrehen hatte sie die Wundermähr an das ganze Schloßdienstpersonal gebracht, und so kam es, daß die Sonne noch nicht über den Tannenwald emporgezogen war, als sich die Kunde von dem schwarzen Manne und dem vielen Gelde schon im ganzen Dorfe Allener verbreitet hatte. Zur Ehre der gutmüthigen Bewohner jener Gegend müssen wir es aber bekennen, daß in keinem Herzen Neid und Scheelsucht aufkam. Wohl schoben die Männer die Mützen von einem Ohr zum andern vor Erstaunen, wohl schlugen die Frauen die Hände zusammen, aber da war Niemand, der den reichen Segen nicht dem redlichen Fischer gegönnt hätte. — Nach dem Kaffee mußte der Kutscher an-

spannen, und Friedrich mit seinen Lieben fuhr den Fichtenwald hinauf zur Kirche, denn es war heute der Tag des Herrn.

XV.

Die Kirchfahrt.

Das Gerücht war noch schneller gefahren, als Friedrich's Wagen; denn Alt und Jung strömte herbei, die glückliche Fischerfamilie zu sehen und zu bewillkommen, als der Wagen zum Dörfchen Happerschoß hereinrollte. Marie wurde über und über roth und wußte mit Händen und Augen nicht recht zu bleiben. Und das hatte seinen guten Grund, denn für's erste schämte sie sich, in dem schönen Wagen zu sitzen, und für's zweite war es ihr noch nie passirt, daß ihretwegen ein solcher Auflauf stattgefunden, daß ein ganzes Dorf ihr in den Weg getreten war, um ihr einen „Guten Tag" zu bieten und die Hand zu schütteln; auch Jonas wußte nicht recht, wie ihm geschah und warum man ihn so von unten bis oben beschaute, als ob man ihn mitten durchsehen wolle, da doch Alle, die da standen, ihn hundertmal mit dem Netze auf dem Rücken oder dem Fahrbaume in der Hand links und rechts und von allen Seiten gesehen hatten. Anton war am ungenirtesten bei der Sache; wo die Umstehenden ihm nicht genug Raum ließen, geraden Weg zu passiren, da kroch und schlüpfte er durch wie ein Wiesel und erzählte jedem Schulkameraden, den er erwischen konnte, daß der reiche Herr da sein Oheim wäre, wie der so gut auf Vater und

Mutter und auch auf ihn sei, und was er alles für Wunderdinge mitgebracht, und daß er einen schwarzen Mann da drin in der Kutsche habe, der Mulai heiße, aus einem fremden Lande komme und anzuschauen sei, wie der Böse, der aber keinem Menschen was zu Leide thue, und esse und trinke, wie er und alle seine Schulkameraden.

Mulai hatte sich absichtlich bis jetzt im Wagen gehalten, um den guten Leuten in der ersten Freude keinen Schrecken zu machen; da aber vom Thurme das Glöcklein schallte und somit das Zeichen zum Anfange des Gottesdienstes gegeben war, zeigte er sich am Schlage und stieg aus. Wie vom Blitze getroffen, wichen Alle zurück und starrten ihn an. Jonas, dem es gestern nicht besser gegangen hatte, hielt sich den Bauch vor Lachen, und suchte den Weichenden auseinanderzulegen, daß das schwarze Ungeheuer nichts mit dem „Gott sei bei uns“ gemein habe. Anton aber, der jetzt herzusprang und Mulai die Hand reichte, um mit ihm in die Kirche zu gehen, machte den Beweis vollständig und die Furcht verwandelte sich bald in den Wunsch, den Schwarzen recht in der Nähe zu sehen.

Aermlich war's drinnen im Kirchlein; nicht einmal eine Orgel begleitete den frommen Gesang, aber die Andacht war innig und wahr, wie sie bei schlichten Bauersleuten zu Hause ist. Nur die Jugend, die allemal ein wenig leicht und oberflächlich ist, konnte sich nicht enthalten, zuweilen einen schielenden Blick nach dem Neger hinüber zu werfen. Vielleicht war die Andacht bei Niemanden inniger, als bei der glücklichen Fischerfamilie, die wahrlich triftige Gründe

hatte, dem Herrn dankbar zu sein. Der ehrwürdige Geistliche mit den silberweißen Locken bestieg nach dem Evangelium die Kanzel und sprach von der Hülfe Gottes in allen Nöthen, und von der Errettung aus allen Gefahren. Den Bauern aus dem Dörfchen Allener war noch lebhaft das Schicksal Friedrich's im Gedächtnisse, wie er auf zerschmettertem Kahne von den Meereswellen hin- und hergeworfen wurde, und den sie jetzt gesund, reich und glücklich vor sich stehen sahen; sie begriffen des Pfarrers Worte im tiefsten Herzen und machten den frommen Entschluß, nie zu verzagen, möchte es noch so sehr auf sie hereinstürmen, und möge die Armuth und Noth noch so groß werden.

Steinbacher und seine Frau, die im verflossenen Winter in der durchlöcherten Hütte auch manchmal geseufzt hatten, nun aber durch Friedrich's Güte im Wohlstande waren, fühlten die Wahrheit nicht weniger tief; und Friedrich, der ähnliche Trostesworte schon in seiner Jugend hier gehört hatte, mußte den Kopf auf's Gebetbuch neigen, damit Niemand die Thränen sah, die sich zwischen den Augenwimpern durchdrängten. Nach beendigtem Gottesdienste schlug Friedrich vor, den Rückweg zu Fuß zu machen, da es in dem Tannenwalde unterhalb des Dorfes gar zu schön sei, um sich in den engen Wagen einzuschließen. Das meinten Marie und Jonas auch, aber Anton wollte lieber mit Mulai kutschiren; es that ihm gar zu wohl, so durch die Bäume zu fliegen und mit der Hand an die Tannenzapfen zu greifen.

„Bei meinem Abgange nach Spanien waren das

noch recht winzige Dingerchen," sprach Friedrich, als sie durch den dunkeln Wald mit den kerzengeraden Stämmen und dem grünen Nadeldache schritten, „und dieses heilige Rauschen in den Wipfeln fuhr noch nicht über die Häupter der Durchwandelnden." Dabei maß er jeden Baumstamm mit den Augen, als ob er in ihnen die jungen Stämmchen wiederfinden wollte, die er so oft mit der Hand gemessen, zwischen denen er so manches Nestchen gewußt hatte. Jeden Augenblick blieb er stehen und schaute rechts und links in's Gebüsch; alle gefährlichen Sprünge, jede Treibjagd, die er hier mitgemacht, Alles kam ihm in den Sinn; es that ihm nur Leid, daß die mächtigen Eichen, die sonst den untern Berg bedeckt hatten, umgehauen waren und nur noch die runden Stümpfe zeigten, aus denen unzählige Sprößlinge saftig und jugendfrisch hervorschossen. Der Telegraph aber auf dem Berge jenseits der Sieg, der eben jetzt mit allen Armen arbeitete, war ihm etwas ganz Neues; es war ihm fast nicht lieb, daß diese neue Einrichtung so zwischen die lieben, bekannten Gegenstände trat. Von den electrischen Telegraphen, deren Dräthe jetzt überall die Eisenbahnen begleiten oder in Guttapercha-Hüllen unter dem Boden herlaufen, wußte man damals in den Rheinlanden noch nichts; man behalf sich noch mit Thürmen, die in zweistündigen Entfernungen die Bergspitzen krönten und mit ihren Armen allerlei Figuren in die Luft machten. Heute war Friedrich eingeladen, mit dem Grafen auf dem Schlosse zu speisen; er bog deßhalb in einen Seitenweg ein und empfahl sich für ein paar Stunden von den Sei-

nigen. Diesen schmeckte das Mittagsessen nicht halb so gut, als gestern, weil Friedrich fehlte. Dafür hatten sie aber auch nun Muße, die Geschenke alle noch einmal zu betrachten und zu bewundern. Mutter Marie aber erklärte in allem Ernste, daß es ihr unmöglich wäre, von den kostbaren Zeugen auch nur Etwas an ihrem Leibe zu tragen. Wenn sie nun auch eine wohlhabende Frau geworden sei, so passe Kattun und Gedrucktes doch besser für sie. In der Folge hat sie auch Wort gehalten, und das hat ihr Mancher sehr hoch angerechnet.

Friedrich blieb ziemlich lange auf dem Schlosse; die Bauern aber fanden sich desto frühzeitiger ein. Als er immer noch nicht kam, ging Schall auf's Spioniren aus. Es dauerte eine unendliche Zeit bis er zurückkam. Er ließ die Lippen hängen und meinte, daß sie sich heute Abends umsonst mit dem Abfüttern der Pferde geeilt hätten und daß der Küster nur wieder umkehren könne, denn da oben auf dem Schlosse sei eben erst wieder frischer Champagner vorgeführt worden. „Marie," sagte er, „geh' du und hole ihn herab, dir wird er's nicht abschlagen." Das war aber nicht nöthig, denn bald nachher kam Friedrich in Begleitung des Schloßverwalters Moll an. Marie rückte ihm den alten Sessel zurecht und setzte sich mit Anton, der's auch kaum erwarten konnte, neben ihn auf den dreibeinigen Stuhl. Meister Schall, der gar zu gerne gewußt hätte, wie es ferner auf dem Wasser zugegangen, rutschte an der Wand ungeduldig hin und her und konnte zuletzt die Worte nicht mehr unterdrücken: „Aber um's Himmels willen! da sollte

man doch geglaubt haben, es wäre nun Matthäus am letzten gewesen, als das Stück Nachen so auf dem Wasser daherschwamm."

„Nun so will ich denn fortfahren," sprach Friedrich.

XVI.
Unter Sclaven.

„Der Himmel weiß, wie viel hundert Meilen ich von der Insel entfernt war, als ich aus meiner Ohnmacht erwachte. Obgleich ich nur wenig Kraft zum Denken hatte, so begriff ich doch sehr wohl, daß die liebende Hand Gottes mit mir gewesen war; noch hielt ich die Planke umfaßt, wie in meinem wachen Zustande, und die Trümmer hatten noch dieselbe Lage. Meine Wunden brannten mich entsetzlich, die Zunge klebte fest am Gaumen; einen Finger hätte ich für einen Trunk erquickenden Wassers gegeben. Zu wiederholten Malen ließ ich die Planken los, um mit der Hand Meerwasser zu schöpfen, aber ich fürchtete, von dem salzigen Wasser noch kränker zu werden oder wohl gar auf dem weiten, menschenleeren Meere von einem solchen Trunke zu sterben. Auf der fernen Meereshöhe glaubte ich jetzt Etwas zu bemerken, das wie ein Fahrzeug aussah. Wenn das ein Schiff wäre! dachte ich und strengte meine Augen gewaltsam an, um den Gegenstand zu erkennen. Je länger ich hinsah, desto höher spannte sich meine Erwartung, desto größer aber wurde auch meine Furcht, ich gäbe mich vielleicht nur einer Täuschung hin. Wäre ich ein Seemann gewesen, der an die Erscheinungen auf dem Meere gewöhnt ist, so hätte ich gleich gewußt,

woran ich war. So aber dauerte meine Spannung mehrere Stunden lang. Wie durchzuckte mich nun aber auch die Freude, als ich langsam zur Ueberzeugung kam, daß ich mich nicht getäuscht hatte, daß wirklich ein Schiff mir armen Sterblichen nahte! Ich war zwar so schwach und abgemattet, daß ich kaum ein Glied bewegen konnte, aber hier hieß es: „Vogel friß oder stirb!“ und so setzte ich mich denn mühsam aufrecht, nahm meine Lebensgeister noch einmal zusammen und winkte mit dem Taschentuche, als das Schiff in einiger Entfernung vorüber fahren wollte. Sie hatten mich bemerkt. „Dem Herrn sei Dank“, seufzte ich, und ließ den schlaffen Körper wieder zusammensinken. Bald darauf stieß ein Boot von dem Schiffe ab und in kurzer Zeit war ich gerettet; an Bord aber fiel ich von Neuem in meinen bewußtlosen Zustand zurück. Als ich wieder zu mir kam und nach und nach die Fähigkeit erlangte, die Dinge um mich her zu übersehen, da erkannte ich, daß mir der Tod in den Wellen hundertmal besser gewesen wäre, als die Rettung auf diesem Schiffe, denn ich hatte die Ladung eines Sclavenhändlers um ein Stück Waare vermehrt; der Seelenverkäufer richtete seinen Kurs nach Amerika, wo Menschenfleisch damals sehr gesucht war. Vom Tode war ich freilich gerettet, aber es harrte meiner nun ein Loos, dessen Schrecken mir hundertmal grausenhafter vorkamen. Sclaverei das Wort hat einen furchtbaren Klang! Vierhundert Schicksalsgenossen, Neger von der afrikanischen Küste, waren in den engen Kajüten fest nebeneinander gepfropft, es fehlte ihnen ungefähr Alles, was einem

Menschen zum Leben nothwendig ist, Luft, Licht, Reinlichkeit und hinreichende Nahrung. Dazu wurden sie nicht wie Menschen, sondern wie das liebe Vieh behandelt. Aufrichtig bedauerte ich die Armen, aber es wurde mir selbst kein besseres Loos zu Theil; denn kaum konnte ich das Lager verlassen, so führte man mich hinab zu den Schwarzen und bedeutete mir mit der Peitsche in der Hand, wie ich mich zu verhalten habe. Unter so vielen schwarzen Sclaven der einzige weiße zu sein, kein verwandtes Gesicht zu sehen, keinen verständlichen Laut zu hören, das war an und für sich keine angenehme Sache; noch weher aber that es mir, daß ich da, wo ich Mitgefühl und Trost erwarten durfte, nur Spott und Hohn fand, bei den Sclaven selbst! Diese Schwarzen schienen einen förmlichen Haß auf meine Haut geworfen zu haben; von ihnen hatte ich alle erdenklichen Qualen zu erdulden. Ich hatte es wahrlich nicht um sie verdient, denn sie konnten für ihre Leiden nirgends ein aufrichtigeres Herz finden, als das meinige. Warum waren sie denn so voller Gift und Galle gegen mich? Das will ich Euch sagen: Der Kapitän, der Steuermann und sämmtliche Matrosen waren Weiße, und diese Weißen betrugen sich gegen sie, wie die eingefleischten Teufel. Ihr Haß gegen diese Quäler übertrug sich nun auf die weiße Hautfarbe im Allgemeinen, und da von dieser verhaßten Race ich ihnen zunächst in den Weg kam, so mußte ich die Suppe ausessen, welche diese Unmenschen eingebrockt hatten. Nur ein Einziger aus ihnen machte eine rühmliche Ausnahme und schloß sich näher an mich an. Das hatte aber folgender-

maßen zugegangen: Eines Tages hatte er irgend ein kleines Versehen begangen und sollte dafür von einem der unmenschlichen Aufseher gezüchtigt werden. Die Streiche fielen hageldicht auf seinen entblößten Körper, er schrie jämmerlich. Seine Landsleute lachten boshaft bei dieser grausamen Züchtigung, Niemand hatte ein Wort des Trostes für den armen Jungen. Plötzlich spritzte das Blut aus seinen Rücken; da konnte ich's nicht länger aushalten; alle Klugheit vergessend riß ich dem Unmenschen die Peitsche aus der Hand und schleuderte sie hinweg. Durch diesen Act der Verwegenheit hatte ich zwar den Zorn des Unmenschen von dem armen Neger abgewendet, aber nun galt es mir. Ein Hund hätte nicht schlimmer behandelt werden können! In seiner Angst hatte der Schwarze zwar nicht den Muth, mir beizustehen, aber von jenem Augenblicke an war er mir mit Leib und Seele ergeben, das zeigte er von Stunde an."

„Durch die erhaltenen Schläge waren meine Wunden wieder aufgebrochen; in der verdorbenen Luft fingen sie an zu eitern, und ich hatte weder Pflaster noch Verband. Mulai, denn eben dieser Mulai, den ihr jetzt bei mir seht, war es, — vergalt mir jetzt den Dienst, welchen ich ihm geleistet. Eine Mutter kann nicht zärtlicher für ihr Kind besorgt sein, wie er es für mich war; Leinwand und Verband gab es nicht, Salben und Arzneimittel noch weniger, aber ich trug ein Hemd auf dem Leibe und aus diesem machte er Verbandstücke, die er in das geringe Quantum Wasser tauchte, welches ihm zum Trinken überwiesen war. Um keinen Preis war er zu bewegen,

auch nur einen Tropfen von dem meinigen anzu=rühren. Er durstete lieber und verhehlte es mir dabei sorgfältig. Meine Gesundheit wurde, Dank seiner Pflege, bald wieder hergestellt. Nicht so gut ging es den Negern: durch die harte Behandlung, die ver=dorbene Luft und die schlechten Speisen starben ihrer viele während der Fahrt auf dem Meere. Die Schiffs=leute machten wenig Umstände mit den Leichen; ohne Einsegnung und Gebet wurden dieselben über Bord geworfen und den Fischen zur Speise überlassen. Wenn je ein Bedauern aufkam, so galt es nicht den Menschen, sondern dem verminderten Gewinne."

XVII.

Auf dem Mississippi.

„Eines Abends ging es auf dem Verdeck be=sonders rege zu; die Mannschaft erhielt größere Por=tionen Rum als gewöhnlich; der Kapitän stand mit dem Sehrohr neben dem Steuer und richtete seinen Blick unverwandt nach Westen. Auch während der Nacht war des Gehens und Kommens kein Ende. Ehe noch die Sonne aus den Fluthen des Oceans tauchte, erscholl ein lauter Jubel an Bord; vom Schiffsjungen bis zum Kapitän war Alles in freudi=ger Bewegung. Auch die Neger in den untern Räu=men stimmten in den Freudenruf mit ein und Mulai, der den Kopf an das Kajütenfensterchen gelegt hatte, winkte mir, herbeizurutschen. Welch ein Anblick! In weiter Ferne zeigte sich in dunkeln Umrissen das Land. Obgleich ich wußte, daß ich dasselbe nur be=

trat, um in den eisernen Ring geschmiedet und einem Pflanzer zu harter Sclaverei verkauft zu werden, so durchzuckte doch ein Blitzstrahl der Freude meine Seele bei dem Gedanken, daß mich nun wieder Gottes frische Luft umwehen, und daß ich mit den Füßen den festen, gefahrlosen Boden betreten werde. Bald darauf erschien der Kapitain in den Kajüten und ließ uns paarweise auf's Verdeck treten. Dort standen eine Reihe von Wassereimern aufgestellt, und wir wurden commandirt, den verhärteten Staub von unseren Körpern zu waschen. Nothwendig war das in hohem Grade, denn unsere Haut war so dick mit Schmutz belegt, daß wir denselben so zu sagen abschneiden konnten. Aber diese Wohlthat war keineswegs ein Act der Menschlichkeit; man that mit uns nur dasselbe, was der Bauer mit seinem Ochsen thut, den er hübsch fein striegelt und wischt, damit er auf dem Markte ein gutes Ansehen hat. Aus demselben Grunde erhielten wir auch besseres Essen und mehr Freiheit. „Die Waare wird sich rasch erholen", sagte der Kapitain; „ich kenne das aus Erfahrung; bis sie auf's Festland kommen, sind sie fett, wie die Möpse, und wenn der Markt gut ist, werden wir einen Preis machen, der schwer in den Beutel fällt, denn da drüben mangelt's mehr an Armen und Beinen als an Geld." An dem darauf folgenden Tage wurden die Kanonen gelöst, zehn Salutschüsse thaten den Pflanzern kund, daß neue Zufuhr anrücke. Vom Lande her, dem wir jetzt immer näher rückten, wurden unsere Schüsse beantwortet. Gegen Abend schon liefen wir in eine Bucht ein, wo Anker geworfen wurde.

In dieser Bucht begann ein Leben, wie es die Engel im Paradiese führen. An Speise und Trank war kein Mangel; Tanz und Spiel auf dem Deck füllte den größten Theil des Tages aus. Das dauerte so eine ganze Woche hindurch. Dann nahm der Kapitain eine Musterung vor, und als er fand, daß wir fett und fröhlich genug waren, befahl er die Anker zu lichten."

„Das Schiff war bis in die höchsten Spitzen mit Flaggen und Sternenbannern geziert, die Musik spielte lustig auf, als ob's zu einer Hochzeit oder einem Festgelage ginge, und so fuhren wir denn in den Mississippi hinein."

Der Erzähler machte hier eine Pause. Und das war Meister Schall sehr lieb; denn er hatte hinsichtlich der Sclaverei mehr als eine Frage auf dem Herzen. „Das möchte ich doch wissen," sagte er, „ob so ein Mensch das Recht hat, den andern zu verkaufen." „Gewiß nicht," entgegnete Grün. „Frei ist der Mensch von Gott geschaffen und Niemand hat ein Recht auf seinen Leib und seine freie Selbstbestimmung." „Aber," fragte Meister Schall weiter, „wie kommen denn die Schiffskapitaine," eigentlich zu den Sclaven?" „Die Schiffskapitaine" entgegnete Grün, „haben mit dem ganzen Handel selten etwas zu thun; sie lassen sich nur für schweres Geld dingen, die Menschenwaare an Ort und Stelle zu fahren. Es gibt Leute, welche ein vollständiges Gewerbe daraus machen, Menschen zu kaufen und zu verkaufen, gerade so, wie man eineu Sack Mehl oder ein Faß Wein erhandelt und verhandelt. Nun ist aber Afrika

für solchen Handel ein sehr günstiges Land; denn die Einwohner stehen noch auf einer tiefen Bildungsstufe, und es gibt Afrikaner genug, welche für einen augenblicklichen Genuß sich selbst verkaufen, ohne eine Idee von ihrer traurigen Zukunft zu haben. Noch öfter ereignet es sich, daß Eltern ihre Kinder für ein Stück Baumwolle oder ein glänzendes Spielzeug an einen solchen Menschenhändler verschachern. Aber diese ehrlosen Kaufleute beschränken sich nicht darauf, förmliche Einkäufe zu machen, sondern sie wenden auch allerlei betrügerische Mittel an, um die Neger unter falschen Vorspiegelungen in ein Dienstverhältniß zu verflechten oder sie unter irgend einem Vorwande auf das Schiff zu locken, wo sie dann sofort festgehalten und in Bande gelegt werden. Mitunter ist auch ein schwarzer Häuptling verworfen genug, seine eigenen Unterthanen und Landeskinder um schöden Gewinnes willen dem Seelenverkäufer an Bord zu treiben. Schlagen diese Mittel fehl, dann greift der Sclavenhändler zum Aeußersten: Mit Pulver und Blei schleicht er sich zu den Hütten der Neger, wendet brutale Gewalt an, tödtet die Widerstrebenden und führt die Schwachen mit sich hinweg. Einmal in seinen Händen, sind sie auf immer Sclaven."

„Das ist aber schrecklich!" rief Meister Schall, und die Andern aus der Gesellschaft stimmten ihm darin durch ein allgemeines „Wahrhaftig, wahrhaftig!" bei.

„Gewiß ist das schrecklich," antwortete Grün, „aber hört nun weiter."

XVIII.

Auf dem Sclavenmarkte.

„Unser Schiff schwamm nun zwischen den grünen Ufern des Mississippi, im Staate Louisiana, hinauf; denn wir waren für den Markt zu New=Orleans be= stimmt. Was uns anging, so hätten wir die Ent= fernung zwischen dem Flußdelta und dem Markte von Herzen gerne um ein paar tausend Meilen ver= größert, aber das stand nicht in unserer Macht, und viel zu früh für unsere Befürchtungen legten wir an dem breiten Damme an, der die Stadt vom Flusse scheidet."

„Am Ufer herrschte ein reges Leben, eine schrei= ende und eilig geschäftige Volksmenge wogte wie ein Bienenschwarm durcheinander, hohe Pyramiden von Baumwolle lagen da in unzähligen Ballen aufgesta= pelt, unabsehbare Reihen von Fässern mit Zucker, Reis, Tabak und Kaffee bedeckten das Quai. Wir wurden, zwei und zwei aneinander gefesselt, vom Schiffe abgeführt. Mir deuchte, die Menschen am Ufer müßten sich unser erbarmen, unsere Fesseln lösen und uns in Frei= heit setzen. Aber daran dachte Niemand; die meisten würdigten uns nicht einmal eines Blickes, sie waren viel zu beschäftigt. Diejenigen aber, welche uns ansahen, prüften unsere Muskeln und unsere Brauchbarkeit zur Arbeit. Fort ging's nach dem Sclavenmarkte."

„Ein solcher Sclavenmarkt, meine Freunde, ist eben nicht sehr geeignet, um Lust und Freude im Herzen aufkommen zu lassen. Hier sieht man Jüng= linge und Mädchen im blühendsten Alter, kräftige

Männer und wankende Greise, Frauen mit ihren Säuglingen auf den Armen. Ihre Brüder, ihre eigenen Landsleute haben sie oft der Freiheit beraubt und für schnödes Geld theure Wesen verkauft, die mit ihnen denselben Vater haben, die mit denselben Geistesfähigkeiten ausgerüstet sind und dasselbe Recht auf die Freiheit und das Leben haben, wie sie selbst. Wer gab ihnen das Recht, so eigenmächtig zu verfahren mit ihren Brüdern? mögt ihr fragen. Ihre Ueberlegenheit an Kraft, ihre Bosheit und Gewinnsucht. Aber es wird eine Zeit kommen, wo der Sclave vom Halseisen erlöset, wo dem Reichen, dem der Sclave eigen gehört, die Peische aus der Hand gewunden ist, wo alle Menschen da stehen werden als Kinder Eines Vaters! Da wird auch dem Sclaven sein Recht und dem Tyrannen seine Strafe werden!"

„So dachte ich damals und so denke ich noch heute, aber leider herrscht das Uebel heute wie damals."

„Ich hatte volle Ursache mich ausschließlich mit meinem eigenen Unglücke zu beschäftigen, aber der Jammer und das Elend um mich her war so groß, daß ich meiner selbst vergaß und der Noth der Andern meine Aufmerksamkeit widmete. Eine Negerin mit ihrem Kinde dauerte mich besonders; sie hatte, von Kindesbeinen an Sclavin, einen unmenschlichen Herrn gehabt und war demselben entlaufen; aber der Tyrann hatte sie mit Spürhunden wieder eingefangen und unter schrecklichen Mißhandlungen auf den Sclavenmarkt bringen lassen, wo sie von Neuem verkauft werden sollte. Er selbst wollte sie nicht ferner behalten, weil er eine abermalige Flucht fürchtete, aber

er wollte doch wenigstens durch Verkauf den größten Nutzen aus ihr ziehen. Das Kind drückte sich weinend an die Mutter; diese aber starrte in stummer Verzweiflung in den Sand und achtete kaum der Hiebe die der Sclavenaufseher auf ihren Rücken regnen ließ."

„Warum schlug der Unmensch das arme Weib?" fragte Schall, indem er seinen Pfeifenstummel in die Ecke schleuderte, daß der Hals dicht am Kopfe abbrach.

„Warum schlug er sie?" sprach Friedrich, „sie sollte ein freundliches Gesicht machen, lächeln und heiter thun, damit die Käufer desto eher angezogen würden. Das konnte sie nun aber nicht, weil ihr Herz zu voll Kummer war, und darum bekam sie Schläge."

„Hm!" sprach Meister Schall grimmig, „hätte ich den Kerl unter den Fingern, er sollte erfahren, was Schläge auf sich haben, und oben drein müßte er mir den zerbrochenen Stummel, den ich seinetwillen zu Schanden geschmissen habe, sammt der Asche und dem Tabak auffressen."

Die Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus, meinte aber, das wäre nicht mehr als Recht. Friedrich fuhr fort: „Einer der gewaltigen Hiebe traf das Kind, daß es vor Schmerzen hell aufschrie. Die Mutter erwachte durch den Schrei aus dem dumpfen Hinstarren, welches die eigene Mißhandlung nicht hatte unterbrechen können; sie sprang wüthend in die Höhe und machte eine Bewegung gegen den Unmenschen, als ob sie ihn mit ihren Nägeln zerfleischen wolle; aber ein neuer Hieb, der mit aller Kraft geführt wurde, schmetterte sie zu Boden und ließ sie ihre ganze Kraftlosigkeit und das Entsetzliche ihrer

Lage in seinem ganzen Umfange erkennen. Sie richtete mit einem tiefgeholten Seufzer einen bittenden Blick zum Himmel, als ob sie die Rache desselben auf ihre Peiniger herabrufe; dann versank sie wieder in ihre frühere Gefühllosigkeit. Das arme Weib! hätte ich ihr helfen können, ich würde es gethan haben, selbst auf die Gefahr hin, meine eigene Lage noch mehr zu verschlimmern; aber ich war leider gefesselt; zu dem blieb mir auch nicht lange Zeit, meine Aufmerksamkeit auf die unglückliche Umgebung zu richten, denn bald nachher trat ein dicker Pflanzer an mich heran, ein Holländer, der besonders Wohlgefallen an meiner Hautfarbe und meinem starken Knochenbau zu haben schien. Rücksichtslos bahnte er sich mit den Ellenbogen einen Weg durch den dichten Knäuel der Sclaven und Sclavenverkäufer und pflanzte sich vor mich hin. Mulai und ich waren noch aneinandergefesselt, wie wir das Schiff verlassen hatten, und so fielen wir ihm gleichzeitig in die Augen. Wir gefielen ihm offenbar beide nicht übel; in seinem Blicke sprach sich das vollständig aus. Das machte mir eine stille Freude, denn unter meinen traurigen Verhältnissen konnte mir nichts Lieberes begegnen, als mit Mulai zusammenzubleiben. Durch einen leisen Stoß in die Seite gab ich diese Freude meinem Leidesgefährten zu erkennen, der mir mit einem freudigen Augenzwinkern bedeutete, daß er mich verstand. Noch ein Anderer hatte des Pflanzers Wohlgefallen bemerkt, der Sclavenhändler, und dieser schlug schon gleich im Stillen hundert Thaler auf die gesuchte Waare."

„Der dicke Mynheer hatte seine Augeninspection

beendigt und ging nun zu einer genauern Untersuchung über. Wie der Viehhändler seine Waare prüft, so tastete er überall an mir herum und drückte mir seine Finger in's Fleisch. Besonders lange hielt er sich bei den Armmuskeln auf; nach vollendeter Prüfung wendete er sich zu Mulai, der sich von seinen Stammgenossen ebenfalls vortheilhaft durch einen kräftigern Körperbau unterschied. Mulai mußte dieselbe Untersuchung aushalten; er hielt sich sogar noch länger bei demselben auf. Vielleicht traute er dem anscheinend kräftigen Körper nicht, weil die Neger sonst schwach und mager zu sein pflegen. Als er endlich über unsere Körperconstitution im Klaren war, rief er den Makler herbei, der in der Nähe in voller Thätigkeit war, und fragte um den Preis von uns beiden. „Ein paar Kapitalstücke," sagte der Makler, indem er seine fleischige Hand über unsere entblößten Nacken gleiten ließ; „unter vierhundert Dollar kann ich das Stück nicht losschlagen, und auch das nur aus besonderer Begünstigung für Sie, Herr van Huis, da Sie ein beständiger Kunde sind und viel Waare brauchen."

„Van Huis machte ein finsteres Gesicht; die Summe war ihm zu hoch. „Geht nichts ab," fragte er kurz angebunden? „Kein Farthing," entgegnete der Makler; „zusammen achthundert Dollar, einzeln jeder fünfhundert."

„Nun ging das Feilschen und Handeln los, während welcher Procedur Van Huis seine Betastungen zum öftern wiederholte; er wurde hitzig, zuletzt böse, schimpfte und polterte, aber der Makler blieb standhaft. So wurden sie denn endlich um den ver-

langten Preis einig und wir waren nun in bester Form Sclaven des Pflanzers. Sein Diener, der ihm mit einem Sacke Geld folgte, zahlte die bedungene Kaufsumme aus, zog ein Pistol aus der Tasche und sprach: „Wer von euch beiden den Versuch zur Flucht macht, wird ohne Gnade und Erbarmen niedergeschossen.“ Um indessen nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, einen für seinen Herrn so nachtheiligen Act zu vollziehen, warf er uns beiden einen Strick um den Hals und zog uns hinter sich her, wie ein paar Stiere, die zum Schlachthause geführt werden. Vieles hatte ich bisher erduldet, mehr als einmal mit dem Tode gerungen, aber selbst in den äußersten Gefahren hatte ich nicht den tiefen Schmerz empfunden, wie jetzt, wo ich meine Menschheit zur Willenlosigkeit eines Thieres herabgesunken sah. Hätte mich nicht der Gedanke an Gott aufrecht erhalten, der mir bisher immer so wundersam beigestanden, ich würde meine so lange bewahrte Standhaftigkeit und Ergebung verloren und den Diener zu dem tödtlichen Schusse gezwungen haben. Aber Gott verließ mich nicht; auch das tröstete mich, daß Mulai bei mir war, denn er war jetzt der Einzige von allen Lebenden, auf dessen Mitgefühl ich zählen konnte.“

XIX.

Der Sclavenpeitscher.

„Von dem breiten Hafendamme abbiegend zogen wir eine Zeitlang durch eine sumpfige Niederung hin, deren Ränder mit einer wahrhaft tropischen Vegetation bedeckt waren. In der Ferne zeigten sich aus-

gedehnte Pflanzungen, auf denen eine Menge Sclaven von der Peitsche eines Aufsehers zu rascher Thätigkeit angetrieben wurden. Das gab uns einen Vorgeschmack von dem, was uns selbst erwartete. Der Diener bog jetzt in einen Feldweg ein und wir gelangten bald an ein weites Gehöft mit hohen Mauern; er pochte mit dem eisernen Thürringe; ein Negersclave öffnete und verriegelte das Thor wieder. In den innern Raum eingetreten, sahen wir zu beiden Seiten des schloßähnlichen Wohnhauses lange, niedrige Gebäude hinlaufen, welche theils für die Sclaven zum Aufenthalte bestimmt waren, theils als Oekonomie- und Handelsräume dienten. Dorthin wurden wir einstweilen eingesperrt und unsern eigenen Gedanken überlassen. Daß diese nicht der erfreulichsten Art waren, könnt Ihr Euch leicht denken, meine Freunde."

„Aus dem Fenster öffnete sich die Aussicht auf die weiten Pflanzungen, in denen unzählige Arbeiter, lauter Negersclaven, beschäftigt waren, mit dem Schweiße ihres Leibes den Reichthum des Herrn van Huis zu vermehren. Die flache Gegend bot wenig Abwechselung dar; Tabaks-, Reis- und Maisfelder folgten sich in unabsehbarer Ferne, und die weite Ebene wurde von dunkeln Waldungen eingeschlossen, aus denen kleine Gewässer zum gewaltigen Mississippi hinströmten. Die Abendsonne warf einen röthlichen Schein über diese Pflanzungen und bald hüllte eine Art von rosiger Dämmerung die Gegend ein. Die Sclaven verließen auf einen Pfiff des Aufsehers die Maisfelder und schickten sich zur Heimkehr an. Niemand durfte leer gehen; so oft sie vom Felde nach

Hause zurückkehrten, mußten sie einen Theil der Ernte auf die Schultern nehmen, damit desto weniger Zugvieh nöthig war. Schwerbeladen und schweißtriefend kamen sie jetzt näher. Wenn einer von ihnen unter der Last wankte oder seine Schritte nicht genug beschleunigte, so fiel die Peitsche des Aufsehers schwer auf seinen Rücken oder seine Arm- und Beinmuskeln. Mulai und ich sahen uns mit besorgten Blicken an, der eine suchte am andern Trost; und eines Trostes bedurften wir wahrlich! Stand uns ja doch dasselbe Schicksal bevor, zu dem jene schon lange Jahre verdammt waren. Hundertmal waren mir die Worte meiner Mutter in's Gedächtniß gekommen: Fritz, ich sehe dich nie wieder! aber nie hatte ich so fest an dieselben geglaubt, als jetzt. Wenn du mit heiler Haut vorbeikommst, dachte ich, dann bist du ein Glückskind. Verkauft, Eigenthum eines Andern, in einem fremden Lande, welches durch weite Meere von meinem lieben Siegthale getrennt war — wie sollte mir da anders Rettung werden, als durch den Tod! Lebhaft stand vor meinen Augen die Schmach dieser Gefangenschaft, — ich wünschte zu sterben. Mulai, dessen Sprache ich nicht verstand, dessen Haut schwarz war, der mit mir nicht zu meinem Gotte beten konnte, war die einzige Brust auf dem weiten Erdenrunde, an die ich mich anschließen, an der ich meine Thränen vergießen konnte. In Mulai's Gemüth mochten wohl ähnliche Betrachtungen aufsteigen, wie in dem meinigen; auch er mochte wohl an seine Mutter, seine Schwester und seine lieben Freunde denken und dabei inne werden, daß er nichts mehr habe, als einen

weißen Unbekannten, der ihm wohlwolle. Mit Thränen in den Augen reichte er mir die Hand, und drückte die meinige an die Lippen. Ich zog ihn an meine Brust, wir bedeuteten uns durch Zeichen, daß wir einander nie verlassen wollten, im Unglücke, wie im Glücke. Nach diesem Freundschaftsbunde sank ich auf die Kniee, mir auch von Oben Trost und Stärke zu erflehen. Mulai, der mich oft betrachtet hatte, wenn ich das Bild des Gekreuzigten aus dem Busen zog und mir im Gebete Beruhigung holte, warf sich mit dem Angesicht auf den Boden, und murmelte unverständliche Töne. Wie ich später erfuhr, war es ein Gebet zu meinem Gotte gewesen, der mich, wie Mulai sagte, immer so wundersam gestärkt hatte. Als wir uns eben erhoben hatten, knarrte die Thüre. Der eintretende Pflanzer bedeutete uns durch einen Wink, ihm zu folgen. Im Hofe wurde Mulai dem Sclaven-Aufseher übergeben, der ihn mit einer Miene empfing, die nichts weniger als Zutrauen einflößte."

„Ich wollte Mulai folgen, aber Van Huis klopfte mir auf die Schulter und sprach: „Hieher mit dir!" Er führte mich in das Wohnhaus, wo beim Scheine der Lampen ein fürstlicher Luxus sichtbar wurde, der gegen das Elend der Sclaven im höchsten Grade abstach. Er warf sich nachlässig in einen Sessel, befahl mir, eine der langen irdenen Pfeifen von einer Etagere herabzulangen und sie mit feinem Kanaster zu füllen."

„Ich entledigte mich meines Auftrages mit ziemlichem Geschicke, nahm ungeheißen mit der silbernen Schaufel einige glühende Kohlen aus dem Kamine, und hielt ihm eine derselben mit der silbernen Feuer-

zange auf den Tabak. Offenbar hatte ich das ganz nach seinem Wunsche gemacht, denn er schmunzelte wohlgefällig vor sich hin und fragte in holländischer Sprache: „Warst du schon Sclave?"

„Es ist das erstemal, daß ich so unglücklich bin, einem Andern anzugehören, und ich fürchte, daß ich meine Pflichten als Leibeigener nur schwer begreifen und noch schwerer erfüllen werde."

Van Huis warf bei diesen Worten den Kopf in die Höhe und entgegnete barsch: „Dafür gibt es einfache und wirksame Mittel, die vielleicht eher angewandt werden, als dir lieb ist, denn du scheinst hochmüthig und eigenwillig."

„Ich kann nicht dafür, wenn aus einem Offizier des Kaisers von Frankreich ein schlechter Sclave wird. Die beiden Dinge liegen etwas weit auseinander; aber ich werde mir Mühe geben, meinen neuen Beruf zu verstehen."

„„Das ist ein vernünftiger Vorsatz, mit dem du jedenfalls am weitesten kommst. Du warst Offizier? Du bist also Franzose?""

Das fragte er mit einem lauernden Blicke, und ich sah, daß es ihm bei dieser Entdeckung nicht so ganz wohl zu Muthe war.

„Nein," gab ich zur Antwort, „ich bin nicht Franzose; wäre ich's, möchtet Ihr Last haben, Eure 400 Dollar aus mir herauszupressen!"

„„Aus welchem Lande bist du denn.""

„Aus Deutschland."

„„Aus Deutschland?""

„Aus einem kleinen Dörfchen der Rheingegend."

„Auch das schien ihm nicht ganz recht; vielleicht dachte er: Die Rheingegend ist so nahe bei Holland, da könnte es doch leicht bekannt werden, daß van Huis ein Menschenschinder ist; sie würden mit Fingern auf mich zeigen, wenn ich wieder nach Amsterdam zurück gehe, um dort meinen Reichthum in behaglicher Ruhe zu genießen."

Sichtbar verlegen und dabei ein wenig verwundert, fuhr er in milderem Tone fort:

„„Wie heißest du?""

„Friedrich Grün."

„„Kannst du arbeiten?""

„Auf den Feldern schwerlich, weil ich's nicht gelernt habe; aber ich werde thun, was ich thun kann. Wollt Ihr aber Bücher eingebunden haben, so denke ich meine Sache gut zu machen, denn das ist ein Handwerk, das ich aus dem Grunde heraus verstehe"

Van Huis lachte und sprach: „Ein vollständig unnützes Gewerbe; hier bedarf es nur des Haupt- und Cassabuches. Alles Gedruckte ist hier nicht am Platze. Du wirst also am Ende doch die Kraft der Muskeln gebrauchen müssen."

„Der Schiffskapitain," fuhr er nach einer Pause fort, „hat mir gesagt, daß man dich auf den Wellen gefunden und aus Barmherzigkeit aus dem Wasser gezogen und mitgenommen habe."

„So ist es wirklich, aber ich muß gestehen, daß ich über Barmherzigkeit ein wenig anders denke, als meine Lebensretter, die mich aus Barmherzigkeit und Mitleiden für 400 Dollar unter die Sclaven verkauft haben."

„Das ist nicht meine Sache," antwortete Van Huis mit einem giftigen Blick auf meine Person; „ich habe mein blankes Geld ausgelegt, und also ein Recht auf deine Dienste. Wenn dir Unrecht geschehen, so mach' du's mit denen aus!" Van Huis aber war neugierig, meine Geschichte zu hören. Ich war rasch mit dem Erzählen bei der Hand, denn ich hegte die Hoffnung, ihn zu rühren, weich zu stimmen und ihn vielleicht zu dem Entschlusse zu bringen, mich frei zu geben."

„Ich überzeugte mich bald, daß meine Hoffnungen allzu rosig waren, aber meine Schilderung blieb doch nicht ganz ohne Nutzen. Als ich dieselbe geendigt hatte, sprach er mit einem Anfluge von Gutmüthigkeit: „Du thätest mir Noth in den Tabakfeldern, und eigentlich hatte ich die Absicht, dich dort zu verwenden. Sieh, ich habe so schweres Geld für dich ausgelegt; aber, da wir gleichsam Landsleute oder Landesnachbarn sind, so möchte ich die Peitschenhiebe von dir abhalten, die dort unausbleiblich sind. Arbeiten mußt du, dafür ist nun einmal kein Kraut gewachsen, aber es braucht nicht gerade in den Plantagen zu sein. Ich treibe außer dem Plantagenbau noch eine ausgedehnte Handlung, und da gibt es für deine starken Knochen hundert nützliche Dinge zu thun. Willst du also, so schlag ein.

„Wenn in der Handlung die Peitsche nicht gebraucht wird, antwortete ich, so ziehe ich dieselbe gewiß vor."

„Die Peitsche," entgegnete Van Huis, „wird überall gebraucht; aber du kannst ihr in der Handlung leich-

ter entgehen, weil — weil — nun zum Teufel zu, wenn's doch gesagt sein muß, weil ich dich schützen würde, wenn es nur eben angeht."

„Das hatte ich nicht erwartet, daß der Pflanzer unter gewissen Umständen auch Herz haben konnte. Freudig schlug ich ein."

„Also abgemacht! sprach er, indem er sich erhob und in die Hände klatschte. Auf dieses Klatschen erschien der Diener, der uns heute Morgen am Stricke hieher gebracht hatte, und führte mich in ein anderes Gehöfte, wo aufgeschichtete Haufen von Farbhölzern, Hörnern, Baumwolle und Pelzwerke den Eindruck eines großen Waarenlagers machten. Zwischen den Waaren umher lagen die Lastträger ausgestreckt und ruhten von den Mühen des Tages; lauter schwarze Gesichter; kein einziger Europäer war unter diesen Sclaven."

„Als ich durch das Thor eintrat, und die Laterne ihren Schein auf meine weiße Haut warf, erhoben sich mehrere von ihnen und umringten mich mit glotzenden Augen. Vielleicht war ich der erste weiße Sclave, der in diesen Hof gebracht wurde."

„Die armen Menschen trugen sämmtlich eiserne Armbänder, auf denen der Name Van Huis eingegraben war. Und diese Armbänder lagen so fest über dem Handgelenke, daß sie nicht im Stande waren, sie abzustreifen. Fest in's Fleisch einschneidend, blieben sie bei einer etwaigen Flucht immer deutlich sprechende Verräther, und waren jedem Sclavenjäger ein Wegweiser zu ihrem Herrn und Eigenthümer."

„Der Diener übergab mich einem Manne, der hier das Amt eines Peitschers zu verrichten schien. Sein brutales Gesicht verrieth dieses Geschäft bis in die kleinsten Züge. Er nahm mich wie sein Opfer in Empfang; ich glaubte in seinem Blicke den Vorsatz zu lesen, mich recht bald auf's Korn zu nehmen. Heftig riß er meinen Arm an sich und wollte auch mir die Eisen anlegen, aber der Diener bedeutete ihm, daß der Pflanzer dieses verboten habe. Mir gleich" murmelte er, „aber wenn er wegläuft, kann Herr van Huis lange warten, bis er wieder aufgefangen ist. Wenn all das Vieh mir gehörte, so ließ ich ihnen meinen Namen auf die Brust brennen, das wäre noch besser und sicherer, als auf dem Eisen."

„Muß doch sehen, was du leisten kannst," sprach er im schnarrenden Tone zu mir. „Trag' die Hölzer da zu dem nächsten Haufen und schichte sie da auf! Es waren Fernambucklötze, die wie Blei wogen, so daß es mir beim Aufheben im Rücken krachte. Am liebsten hätte ich sie dem Peitscher an den Kopf geschleudert, aber ich bezwang meinen Widerwillen gegen den Menschen und schleppte die Klötze hinweg."

„Dir kann man schon etwas zumuthen," sagte er, als er sah, daß ich unter der Last nicht zusammenfiel. „Gut, daß ich's weiß, du sollst schon zu thun bekommen."

„Am andern Tage erschien van Huis auf dem Hofe; er hatte tausend Ausstellungen zu machen, schimpfte, tobte und drohte; kein Mensch hatte es ihm recht gemacht; mir aber war er besonders gnädig und ermunterte mich, recht wacker anzufassen, es sollte mein

Schade nicht sein. Ich weiß nicht, ob mein Vaterland, ob meine freimüthigen Aeußerungen oder was sonst mir seine Gunst erworben; aber ich genoß vor den übrigen Sclaven allerlei Vortheile, die jedem in die Augen fielen. Nicht allein, daß mir das Armband, das Zeichen von van Huis Eigenthum, nicht angelegt werden durfte; der Aufseher erhielt auch die ausdrückliche Anweisung, mich nicht zu peitschen, sondern etwaige Klagen bei van Huis selbst anzubringen. Das war Niemanden angenehmer, als mir und Niemanden unangenehmer, als dem Aufseher, der sich schon heimlich recht darauf gefreut hatte, mir das Leben sauer zu machen. Meine Mitsclaven hätten mir sicherlich auch dann und wann eine Portion Prügel gegönnt; aber ich ging so liebevoll mit ihnen um, daß sie mir meine Bevorzugung bald nicht mehr mißgönnten. Auch hatten sie es bald weg, daß van Huis für eine Bitte von meiner Seite nicht ganz unempfindlich war."

„Mein Loos wäre ziemlich erträglich gewesen, wenn der Aufseher seine Anforderungen nicht von Tag zu Tag gesteigert hätte. Nie war er zufrieden, ich konnte mich noch so sehr abplagen. Wenn mir das Blut unter den Nägeln hervorquoll, so schalt er mich dennoch einen Faullenzer und Tagedieb. Wenn ich von Morgen bis zum Abend die schwersten Lasten getragen hatte, und die Andern schon im Schlummer lagen, fand er für mich noch immer eine neue Arbeit."

„Indessen änderte sich auch das bald. Die unmenschliche Strenge meines Quälgeistes und die unaufhörlichen Plackereien, welche er vorzugsweise gegen

mich übte, versetzte die Neger nach und nach in eine solche Wuth, daß sie eine vollständige Rebellion erhoben und sich weigerten, auf sein Geheiß Hand oder Fuß zu rühren."

„Das mußte am Ende natürlich einen schlimmen Ausgang nehmen, denn Van Huis hatte Mittel genug in Händen, die Widerspenstigen empfindlich zu züchtigen. Ich rieth deßhalb zum Guten und stellte ihnen vor, daß sie durch ein solches Benehmen ihr und mein Loos nur verschlimmerten. Zweimal hörten sie auf meine Rathschläge, aber zuletzt predigte ich tauben Ohren."

„Van Huis, der sich anscheinend um unsere Angelegenheiten nicht bekümmerte, hatte gleichwohl die Vorgänge mit aufmerksamem Auge verfolgt, und sah sich zuletzt genöthigt, den Wütherich abzusetzen. Aus besonderem Vertrauen übergab er mir den Posten, und versetzte Abdul als Aufseher in die Plantagen."

„Aber der Pflanzer hatte damit eine schlechte Wahl getroffen. So viel zu strenge der vorige Aufseher war, so viel zu nachsichtig war der neue. Meine Mitsclaven, durch Härte und Druck ganz störrisch, boshaft und entmenscht geworden, fühlten den eisernen Zwang kaum entfernt, so kehrten sie alle ihre schlechten Eigenschaften heraus und sie thaten bald, was ihnen einfiel. Die Peitsche des Aufsehers hatte richtig das aus ihnen gemacht, was er ihnen stets vorgeworfen. Ich hätte lieber hundertmal selbst die Peitsche gekostet, als daß ich sie in die Hand genommen. Mit einem Worte, ich war nicht auf meiuem Posten."

„Mehrere Male verwies mir Van Huis diese

unzeitige Nachsicht, und erklärte mich nach allen vergeblichen Ermahnungen für abgesetzt. Schaden hatte ich aber bei dieser Absetzung nicht, denn ich wurde in's Comptoir gezogen, wo ich An- und Verkäufe machen half, auch mich mit den Büchern und der Correspondenz beschäftigte. Mitunter wurde ich auch zu den Plantagen und zu den Schiffen geschickt, die unsere Waaren einnahmen. So hatte ich denn fast eine ungebundene Freiheit und hätte leicht entwischen können; aber das Vertrauen, welches Van Huis in mich setzte, war ihm ein besserer Gewährsmann für meine Treue, als das eiserne Armband."

„Mulai's Loos war ungleich härter. Abdul, der Sclavenaufseher in den Plantagen, schien einen unauslöschlichen Haß auf den guten Menschen geworfen zu haben, wahrscheinlich deßwegen, weil er unsere gegenseitige Freundschaft erkannte. Er mochte thun, was er wollte, nie war's recht, und jeden Augenblick ward er von Schlägen zerfleischt. Einmal hatte mich der Pflanzer in die Maisfelder geschickt, um dort einige Anordnungen zu treffen. Von Weitem hörte ich ein schmerzhaftes Geheul und dazwischen die fürchterlichsten Flüche Abduls. Ich beeilte meine Schritte und stand bald hinter dem Wütherich, der wie rasend auf den armen Mulai einhieb, weil er nicht stark genug war, einen dicken Haufen Maisgarben auf einmal fortzutragen. Da verließ mich die Geduld; ich entriß dem boshaften Tyrannen die Peitsche und schleuderte sie weit weg zwischen die Maisstängel; Abdul knirschte mit den Zähnen und murmelte: „Das sollst du Hund theuer büßen!" Mulai warf mir einen dankbaren

Blick zu; die Sclaven stießen ein Freudengebrüll aus, und sicher hätten sie den Gefühllosen zerrissen, wenn ich nicht vermittelnd dazwischen getreten wäre."

„Als ich nach vollbrachten Aufträgen wieder in der Wohnung des Pflanzers ankam, wußte dieser schon Alles; er maß mich mit mißbilligenden Blicken und drohte, wenn ich mich ferner solcher Eingriffe in die Rechte seiner Beamten schuldig mache, so werde er seine Hand ganz von mir abziehen, und mich den Uebrigen gleich stellen."

„Als ich am Abende über den Hof ging, um die unter Tags angekommenen Biber- und Otterfelle aufschichten zu lassen, schoß Abdul mit zornsprühenden Blicken an mir vorüber. Sein ganzes Benehmen weissagte mir nichts Gutes. Mulai aber hatte sein Gehöft verlassen und schlich zu mir herüber, um mir nochmals zu danken. Abdul hatte ihn bemerkt, kam zurück, und hieß ihn auf der Stelle in seinen Hof zurückzukehren. Da der arme Mensch nicht schnell genug Reißaus nahm, so erhielt er einen Schlag mit einem Stücke Fernambuckholz, daß er blutete. Leise wimmernd nahm er die Flucht."

„Ein Händler, der mit van Huis in Verkehr stand und viele Wildhäute an denselben verkaufte, stand in der Nähe; mißbilligend schüttelte er den Kopf und sprach: „Du bist ein Unmensch; wenn ich dein Herr wäre, ließe ich dir eine Kugel durch den Kopf jagen oder dich an den Galgen hängen. Seit du hier dein Wesen treibst, sind van Huis Plantagen zu Negerkirchhöfen geworden."

„Diese Worte versetzten Abdul in rasende Wuth;

schier von Sinnen, vor Zorn schäumend, griff er den Händler am Kragen, schüttelte ihn hin und her, warf ihn zu Boden, trat mit den Füßen auf ihn und schickte sich eben an, ihm mit seiner Peitsche das Gesicht zu zerschlagen. Auf die Gefahr hin, bei van Huis vollends in Ungnade zu fallen, stellte ich mich Abdul entgegen und befahl ihm, den Händler sofort los zu lassen, weil er ein freier Mann sei, sich in nichts vergangen habe, und überdieß Niemanden das Recht zustehe, ihn zu schlagen. Statt ihn loszulassen, schlug und stieß Abdul nur noch ärger auf ihn herein, und ließ erst dann sein Opfer fahren, als ich ihn mit starkem Arme umkrallte und zu Boden schleuderte, daß ihm die Rippen krachten."

„Geschunden, zerschlagen und von Blut triefend, erhob sich der Händler und wankte zu van Huis, dem er den Vorfall erzählte und Strafe für den Uebelthäter forderte."

„Was der Pflanzer seinen Sklaven gegenüber gebilligt hätte, mußte er doch hier der strengsten Strafe unterwerfen. Zornsprühend trat er in den Hof, ließ die Sclaven in einen Kreis treten und erkundigte sich nach dem Vorfalle. Abduls Schuld war sonnenklar. „Verruchter," rief er, „wer gibt dir das Recht, einen freien Mann und Handelsfreund so zu mißhandeln? Sclaven, bindet dem verfluchten Hunde Hände und Füße zusammen!" Nimmer hatten sie einen Befehl schneller und lieber vollführt."

„Fünfzig Hiebe dem Schurken!" rief van Huis. Fünfzig waren befohlen, aber er erhielt mindestens die dreifache Anzahl, und bei jedem Hiebe mußte er

einen Spruch in den Kauf nehmen, der nicht zum feinsten lautete."

„Genug," schrie Van Huis, „und nun in den Sclaventhurm mit dem Hunde. Einen Monat lang soll er die Sonne nicht sehen!" —

„Solche Scenen, meine Freunde," „sprach Grün, als sich im Kreise seiner Zuhörer hier und dort ein tiefer Seufzer hören ließ, „fallen dort täglich vor; es ist also kein Wunder, daß alles menschliche Gefühl nach und nach bei den Sclaven erstirbt, und daß sie einzig und allein nur noch von der Rache aufgestachelt werden."

„Während Abdul im Thurme saß, genossen die Arbeiter in den Plantagen mehr Freiheit, weßhalb denn auch Mulai öfters zu mir herüberkommen, und sich mit mir unterhalten konnte. Im Anfange hatten wir uns nicht verstanden, wie Ihr schon wißt, aber dieses Hinderniß war längst hinweggeräumt —"

„Doch," unterbrach er sich plötzlich, „ich sehe da auf der Schwarzwälder-Uhr, daß Mitternacht längst vorüber ist. Wir müssen schließen. Wer arbeitet, muß auch Nachtruhe haben, und an Arbeit fehlt es Euch wahrlich nicht."

Die Bauern meinten, für einmal könne man auch den Schlaf entbehren, besonders, wenn so hübsch erzählt werde; aber Friedrich blieb fest, und da half nun einmal gar kein Bitten und Anhalten.

XX.

Mulai's Wunsch nach Bekehrung.

Am nächsten Tage waren die Bauern wieder zeitig zusammen, und Friedrich konnte sich kaum genug mit dem Abendessen sputen, so eilig war es ihnen, die Fortsetzung zu hören. „Paßt also auf," sprach er, und begann: „Eines Abends ergriff mich eine lebhafte Sehnsucht nach den Meinigen im schönen Siegthale; die Thränen strömten über meine Wangen. Mulai nahm meine Hand und fragte theilnehmend: „Warum weinst du, mein Freund?" „Du fragst," gab ich zur Antwort: „Weil ich als Sclave im fernen Welttheile leben muß, und meine Geliebten in der Heimath nie wieder sehen werde, darum muß ich wohl weinen." „Warum klagst du deinen Schmerz nicht dem Gotte, dessen Bild du im Busen trägst? Er hat dich ja immer wundersam getröstet," sprach Mulai. „Ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß er Balsam auf deine Wunden legte, wenn du mit ihm gesprochen. Warum also redest du nicht auch jetzt zu ihm? Ist er weniger gut gegen dich geworden?" Ich fühlte die Wahrheit von Mulai's Worten, und legte meinen Schmerz in des Herrn Hand. „Wahrlich, Mulai," entgegnete ich, „du hast Recht; der Gott, zu dem ich flehe, hat noch niemals einen Unglücklichen verlassen."

„So lehre auch mich deinen Gott kennen, der so sanfte Trostworte hat," flehte Mulai; „der meinige hört meine Klagen nicht, und für meine Schmerzen und Leiden hat er ebenso wenig ein Ohr, als Abdul, welcher der Fluch der Sclaven ist. Friedrich,

„willst du?“ „Ich will,“ gab ich zur Antwort, „du sollst ihn kennen lernen, den Vater aller Menschen, der den Sclaven an der Kette ebenso innig liebt, wie den reichen Pflanzer, dem der Sclave dient.“ Und schlicht und recht, wie ich die heiligen Geschichten von meiner Mutter erhalten hatte, gab ich sie dem Freunde wieder. Wenn unsere Mitsclaven schon längst das Lager gesucht hatten, saßen wir beide noch im Hofe oder in meinem Arbeitszimmer. Mulai wurde nicht müde, meinen Lehren zu horchen. Er begrief, daß der Zustand des Menschen vor und bei der Geburt des göttlichen Heilandes ein höchst bedauerlicher gewesen war, und er erkannte in der Menschwerdung und dem Leben des Herrn die unbegreifliche Liebe Gottes gegen seine gefallenen Kinder auf Erden. „Mit mir,“ sprach er wehmüthig, „steht es jetzt noch nicht besser, darum habe ich hienieden keinen innigeren Wunsch, als den, bald in deine Kirche aufgenommen zu werden.“

„Das blieb nun freilich vor der Hand ein frommer Wunsch, aber der gute Mulai handelte bereits wie ein Christ, und es fehlte ihm nur noch die Taufe, um es ganz zu sein.“

IX.

Der Mord.

„Abdul hatte unterdessen seine Strafe ausgestanden und mußte nun, wie ein gewöhnlicher Sclave mit in den Plantagen arbeiten. Da er faul und widerspenstig war, so bekam er die Peitsche am häufig-

sten zu fühlen, und konnte deßhalb aus Erfahrung beurtheilen, wie wehe sie thut. Weit entfernt, dadurch gebessert zu werden, wurde er nur täglich schlimmer und unfügsamer. Sein Haß gegen mich und Mulai kannte keine Grenzen mehr; überall trat er uns feindlich entgegen; jeden Augenblick fand er Veranlassung, mit meinem Freunde zu streiten, und nicht selten fielen Auftritte zwischen Beiden vor, die mit Blut und Wunden endigten. Wäre ich nicht oft im Auftrage des Herrn van Huis in die Pflanzungen gekommen, Mulai hätte keine ruhige Stunde gehabt, er wäre seines Lebens nicht sicher gewesen. Der Schlechte aber fürchtete sowohl meinen starken Arm, als auch den Einfluß, den ich beim Pflanzer ausübte und welcher eher zu- als abnahm."

„Es ist leicht erklärlich, daß dadurch Abduls Haß stets größer wurde. Unsere Beseitigung, wenn möglich unsere Vernichtung, das war das Ziel, das er sich setzte; denn so lange wir mit ihm dieselbe Luft athmeten, konnte er seinen frühern Einfluß nicht zurückgewinnen. Wir aber schlugen seine Bestrebungen nicht hoch an, da Jedermann seinen boshaften Charakter und lügenhaften Sinn zu gut kannte, um seinen Lästerungen und Anschuldigungen Glauben zu schenken. Auf der ganzen Pflanzung gab es nur einen einzigen Menschen, der es mit ihm hielt, weil er eben so schlecht und verworfen war, der Neger Solem."

„Wenn es darauf ankommt, dann kann die Maus dem Elephanten gefährlich werden, wieviel mehr ein boshafter Mensch seinem Nebenmenschen! Wir sollten das erfahren!"

„Nicht lange nachher, als Abdul den Thurm verlassen hatte, lag ich eines Nachts im Halbschlummer auf meinem Lager. Mein kleines Stübchen lag nicht weit von dem Wohnhause, und in der Stille der Nacht konnte ich jedes Geräusch hören, welches dort vor sich ging. Plötzlich erwachte ich aus meinem Schlummer und es war mir, als schleiche sich auf dem Hofe Jemand leise an meinem Fenster vorüber. Das war mir auffallend, denn hier, in der Nähe des Comptoirs hatte Keiner von den Sclaven eine Beschäftigung, auch war es schon so spät in der Nacht, daß Keiner von den übrigen Hausgenossen ein Geschäft besorgen konnte. „Vielleicht," dachte ich, „hat es Jemand auf die Casse abgesehen," welche zu dieser Zeit besonders reichlich gefüllt war; aber Van Huis trug sie jeden Abend in sein Schlafzimmer, wie Jedermann wußte, — was konnte ein Dieb also hier nehmen wollen?"

„Scharf horchte ich nach dem Geräusche hin und glitt zugleich so leise als möglich aus meinem Zimmer. Ein leises Geflüster tönte in mein Ohr. Da wurde mir die Sache doch bedenklich! rasch ging ich zurück, nahm die geladene Pistole von der Wand und schlich auf den Fußspitzen in den Hof zurück. Da glaubte ich die Worte zu vernehmen: „Packe das Thier auf, binde ihm einen Stein um den Hals und schleppe es in den Teich; ich werde hier schon Alles besorgen, denn es ist gar keine Gefahr dabei. Er muß wie ein Bär schlafen." Gleich nachher glitt ein Schatten an mir vorüber, während ein anderer katzenleise dem Wohnhause zuschritt. Siedendheiß wurde es mir,

denn was konnte das Anders bedeuten, als einen Anschlag auf die Casse, welche sich in Van Huis Schlafzimmer befand?"

„Unbekümmert um die Gefahr, welche mir bevorstehen mochte, schritt ich vorwärts. Ich hatte mich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht getäuscht, denn die Thüre des Wohnhauses stand offen, und als ich rasch durch dieselbe eintrat, hörte ich den leisen Tritt eines Menschen, welcher die Treppe hinaufstieg. Ich war fest hinter ihm drein und im Begriffe, ihn am Kragen zu fassen, als mir plötzlich der Gedanke kam, vielleicht sei es Van Huis selbst, und in dieser Vermuthung wurde ich bestärkt, als der Mann mit einem Schlüssel ohne alle Schwierigkeit das Schlafzimmer öffnete; aber kaum war dieses geschehen, als aus dem Innern des Zimmers ein Schimmer der brennenden Lampe auf die Gestalt fiel. Wie vom Blitze getroffen, blieb ich stehen, denn ich sah deutlich, daß es Abdul war."

„Ich war nicht im Zweifel, was ich zu thun hatte; mit einem Sprunge stand ich hinter ihm. War nun Abdul zu sehr mit seinem Vorhaben beschäftigt, oder dämpften die dicken Teppiche meine Schritte so sehr, daß er mich nicht hörte? Auf einem Tischchen stand die mit Gold gefüllte Cassette. Er streckte seine Hand darnach aus, indem er sprach: „Komm, mein Schatz, du wirst aus einem armen Sclaven einen reichen Mann machen. Ha, wie er schläft! Das Haus könnte ihm über dem Kopfe brennen und er würde nicht erwachen!" Plötzlich wandte er sich dann gegen das Bett und murmelte: „Und ihn sollte ich schonen,

ihn, der mich so viel gepeinigt? Nein, Hund, du mußt sterben! Schade, daß sein Schlaf so fest ist! Seine Angst möchte ich sehen, ehe er stirbt!" Mit teuflischer Bosheit neigte er sich zu dem Ohre des Schlafenden und rief: „Hund, wache auf!" Aber der Schlafende rührte sich nicht. Da riß der Verruchte einen Dolch aus dem Busen und war eben im Begriffe, ihm denselben in das Herz zu stoßen, als ich des Mörders Arm ergriff. Ein leiser Schrei entfuhr den Lippen des Niederträchtigen, als er sich verrathen sah. Durch eine geschickte Wendung machte er seinen Arm los und floh davon. Ich ihm nach und holte ihn im Hofe ein. Mit all' meiner Macht warf ich den Bösewicht zu Boden und entriß ihm die Waffe. Nun setzte der Schurke ein anderes Gesicht auf; er flehte und winselte wie ein Kind, ich sollte ihn nicht angeben. Tausend Eide schwor er, nie mehr so schändlich zu handeln. „Nichts da," entgegnete ich wüthend, „du hast dein Leben verwirkt, und du sollst sterben, damit die Erde von einem Ungeheuer gesäubert wird, das keinen Anspruch auf den Namen eines Menschen hat."

„Der schlechte Kerl setzte Himmel und Erde in Bewegung, um mein Mitleid zu wecken; aber ich blieb standhaft. Da versuchte er es auf eine andere Weise. „Du und ich," sprach er „waren allein; keine Zeugen stehen dir zur Seite; ich kann dich mit demselben Erfolge anschuldigen, wie du mich. Van Huis schlief und wird schlafen bis in den hohen Morgen, denn mit Hülfe meiner Mitschuldigen hat er einen Schlaftrunk erhalten. Was willst du also? Bringst du die Sache zur Anzeige, so werden zehn Zeugen

gegen dich auftreten, welche mit einem Eide beschwören, dich auf der That ertappt zu haben. Du siehst also, daß du dich nur in's Verderben stürzest. Gesetzt aber auch, es gelänge dir, mich zu überführen, mich an den Galgen zu bringen, so ist dein Loos darum kein besseres; denn wisse, wir Alle haben geschworen, wenn Einem von uns ein Haar gekrümmt wird, dich, Mulai, van Huis, sein Weib und seine Kinder umzubringen, die Plantagen in Brand zu stecken und allen Sclaven die Freiheit zu geben."

„Entsetzt ließ ich ihn los."

„Triumphirend fuhr er fort: „Ein Pfiff, und es wird in diesem Augenblicke ausgeführt, was ich geschworen, aber ich werde diesen Pfiff nicht thun, weil ich selbst vor solchen Gräueln zurückbebe. Nachdem die That mißglückt, danke ich Gott, daß sie vereitelt wurde, aber ich bin um der Erhaltung meines Lebens willen zum Aeußersten entschlossen, wenn du mich in die Enge treibst."

„Die furchtbare Gefahr, welche mir vor Augen schwebte, machte mich nachdenklich, und je mehr ich mich diesem Eindrucke hingab, desto schwankender wurde ich. Zuletzt ließ ich mich bethören und versprach zu schweigen, wenn er das Complott auflöse und durch sein Betragen eine gänzliche Sinnesänderung bekunde. Er leistete einen Eid, dieses zu thun. Von seinen Mitschuldigen aber konnte ich mit aller Macht der Ueberredung Keinen erfahren.

„Dem Herrn dankend, daß die schreckliche Gefahr abgewendet sei, ging ich in mein Zimmer zurück, vergebens den Schlaf suchend. Spät am Morgen kam

Van Huis in's Comptoir; er ahnte nicht, wie nahe er dem Tode gewesen. „Friedrich," sagte er, „heute Nacht ist der Hund erschlagen worden; hast du kein Geräusch gehört? Ich antwortete, daß ich allerdings ein Geräusch gehört, aber kein besonderes Gewicht darauf gelegt habe."

„Nachdenkend ging er im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir stehen, und sagte: „Die Geschichte mit dem Hunde gefällt mir nicht. Auf derartige Vorgänge pflegt etwas Schlimmeres zu folgen. Ich habe davon Beispiele in der Nachbarschaft erlebt. In dich setze ich mein ganzes Vertrauen, deßhalb wünsche ich, daß du noch heute in's Wohnhaus, in die Stube neben der Treppe ziehst."

„Ich war damit zufrieden, denn auf diese Weise konnte ich meine Wachsamkeit verdoppeln, ohne mein gegebenes Wort zu brechen. Der Umzug wurde sogleich bewerkstelligt."

„Einige Wochen später saßen Mulai und ich in der Abenddämmerung auf einem Haufen Biberfelle und sprachen von der Religion Christi und dem Leben nach dem Tode; da erscholl ein durchdringendes Kindergeschrei aus dem andern Hofe zu uns herüber. Erschrocken sprangen wir auf und eilten dem Geschrei entgegen. Kaum traten wir ein, so bot sich uns eine schreckliche Scene dar: die älteste Tochter des Pflanzers lag mit zerschmettertem Haupte in ihrem Blute. Mulai und ich stürzten auf sie zu und hoben sie auf. Das warme Blut rieselte uns über Hände und Kleider. Abdul — Abdul — wimmerte sie noch mit schwacher Stimme und war dann — eine Leiche."

„Sprachlos vor Entsetzen standen wir vor der Gemordeten, als von allen Seiten Neger herbeigelaufen kamen und die Leiche des Mädchens umschlossen. Die Treppe herunter stürzte Van Huis und brach sich Bahn durch den Kreis der Umstehenden. Mit dem Ausrufe: „Mein Kind! Mein Kind!" fiel er an der Seite der Erschlagenen nieder, einer Ohnmacht nahe. „Sie ist todt, todt!" jammerte er leise. Dann raffte er sich empor, sah mit starren Augen im Kreise umher und fragte mit hohler Stimme: „Wer hat das gethan?"

„Die Elenden haben's gethan, der Weiße und Mulai!" schrie eine Stimme hinter uns. Mit triumphirender Miene drängte sich Abdul in den Vordergrund, einen andern Sclaven an der Hand haltend. „Solem und ich waren ungesehene Zeugen," sprach er weiter. „Sieh da, Herr, Mulai's Spaten und des Weißen Hebebaum liegen mit Blut befleckt neben deinem Kinde. Mit einer Geldcassette kamen sie über den Hof, als ihnen das Mädchen entgegentrat und fragte: „Wohin wollt ihr Vaters Cassette tragen?" Die Diebe fürchteten, entlarvt zu werden und begingen den Mord, den wir leider nicht schnell genug verhindern konnten." Unwillkührlich sahen wir auf den Boden. Der Hebebaum, der sich gewöhnlich in meinem Zimmer befand, und der Spaten lagen als blutige Zeugen neben der Leiche."

„Van Huis, blaß wie der Tod, warf einen langen Blick auf mich; aber er schüttelte mit dem Kopfe, leise lispelnd: „Unmöglich, unmöglich!" dann gab er Befehl, die Kläger nebst den Angeklagten zu bewa-

chen, und schickte Jemanden, um nach der Cassette zu sehen. Sie war verschwunden; einzelne Goldstücke aber fanden sich in meinem Zimmer und in Mulai's kleinem Handsacke."

„Als van Huis diese Nachricht überbracht wurde, war er einer Ohnmacht nahe; das war ein zu harter Schlag für ihn; krampfhaft zuckte er zusammen und wandte sich gegen mich: „Also du der Mörder, du, den ich mit so viel Liebe behandelt, dem ich die Armbänder erließ und den ich hielt, wie einen Freien?" Trauer, Weh und das bittere Gefühl der Täuschung lagen in seiner von Thränen erstickten Stimme; aber jetzt erhob er sich und rief mit furchtbarem Gebrüll: „Werft mir die Elenden gefesselt in den Thurm! Ihre Strafe soll ihrem Vergehen angemessen sein!"

„Hundert Hände waren bereit, den Befehl ihres Herrn auszuführen. Plötzlich hatten wir unter all' den Negern, die uns sonst so wohl wollten, keinen einzigen Freund mehr. In Abdul's Augen glänzte eine boshafte Freude; er zog die Ketten, die man uns um den Leib und die Arme wand, mit solcher Gewalt an, daß uns das Fleisch aufschwoll und an mehreren Stellen das Blut hervorquoll. Unter Mißhandlungen der rohesten Art brachte man uns in den Thurm. An der Mauer waren dicke eiserne Ringe eingeschmiedet; in diese befestigte der Sclavenaufseher unsere Ketten und entfernte sich. Die schwere Eisenthür fiel zu, dichte Nacht umfing uns. Mulai tappte im Finstern umher, um sich mir zu nähern, aber die Kette war zu kurz. „Mach' du auch den halben Weg, Friedrich," sagte er, „daß wir uns die Hände reichen

können!" Ich schritt auf ihn zu, aber wir konnten uns doch nicht erreichen. An gegenseitige Hülfeleistung, an Beistand, wenn Einem von uns Etwas überkam, war also nicht zu denken, und die Flucht war von vornherein unmöglich."

„Ehe wir abgeführt wurden, hatte ich Herrn van Huis auf den Knieen um eine Unterredung gebeten, um ihm die Vorfälle jener Nacht zu enthüllen; aber er würdigte mich keines Blickes; und als ich nun meinen Ankläger des Mordes beschuldigte, da wandte er sich um und schritt hinweg, indeß wir in den Kerker geschleppt wurden."

„Unsere Lage war eine verzweiflungsvolle; nur ein Wunder konnte uns retten; aber wir zählten auf ein solches Wunder nicht, obschon wir unsere Sache vertrauungsvoll dem Allmächtigen anheimstellten."

„Machen wir uns auf Alles gefaßt," sagte Mulai, vielleicht sind wir schon Morgen nicht mehr unter den Lebendigen; Alles stimmt für unsere Schuld; die Arbeiter fanden uns bei dem Mädchen, Abdul und Solem haben ihr Zeugniß abgelegt, unsere eigenen Werkzeuge werden zu unsern Anklägern."

„Und er hatte Recht. Wenn nicht Abdul, dessen Namen die Sterbende noch ausgesprochen hatte, und der sicherlich der Mörder war, bald auf irgend eine Weise entlarvt wurde, so waren wir unrettbar verloren. Das Beil oder der Galgen standen dicht neben unseren Ketten. Was konnten wir aber in unserer traurigen Lage zur Wendung unseres Schicksals thun? Nichts! Wir mußten uns mit Vertrauen auf die Hand des Herrn verlassen, der ja den Unschuldigen

nie verläßt. War es auch mehr als wahrscheinlich, daß uns der Spruch des Richters zum Tode verdammte, so blieb uns doch noch ein anderes Leben, ein besseres, in dem wir für die Mühen und Qualen dieses irdischen reichlichen Ersatz zu hoffen hatten. Die Nacht und ein Tag vergingen und wieder brach die Nacht an. Niemand kam, der uns Nahrung, der uns einen erfrischenden Trunk brachte. Da knarrte die Thüre. Der Thurmwärter war es; aber er brachte uns statt Speise hundert Hiebe auf die Fußsohlen. Es half nicht, daß wir vor Schmerz aufbrüllten, daß wir ihn bei Gott und allen Heiligen beschworen, menschlich zu sein; er that mit Gemüthsruhe und stoischem Gleichmuthe seine Schuldigkeit."

„Als wir am lautesten aufschrien, tauchte Abdul's häßliches Gesicht hinter ihm auf; je dichter die Streiche fielen, desto freudiger verklärte sich sein boshaftes Teufelsauge und unter lautem Gelächter trieb er den Thurmwärter an, besser zuzuhauen."

„Nachdem die schmerzliche Execution vorüber war, ging der Wärter hinaus und überließ das Feld unserm Todfeinde. Dieser pflanzte sich mit in die Seite gestemmten Armen vor uns auf, letzte sich mit satanischer Freude an unsern Schmerzen und bohrte uns mit einer Pfrieme tiefe Löcher in den Leib. Das Blut strömte allenthalben hervor und benetzte den Steinboden. Wir waren so vollständig in seiner Gewalt, daß wir nicht einmal eine Hand zur Vertheidigung aufheben konnten. Als es ihm schien, daß er uns für heute genug gepeinigt hatte, hub er an: „Fühlst du, weiße Kanaille, nun einmal die Faust eines

verachteten Sclaven? Nicht wahr, es thut lange nicht so wohl, als sich in die Gunst des Herrn Van Huis hineinzuscharwenzeln. Aber wartet nur, das ist nur ein Anfang, nächstens komme ich mit Stroh, um Euch die Fußsohlen zu verkohlen. Jede erdenkliche Marter sollt ihr dulden; erst wenn das letzte Restchen Seele noch lose mit dem Körper zusammenhängt, dann kommt als Schluß der Galgen." — Nach einer Pause dämpfte er seine Stimme und lispelte mit höhnischem Spotte: „Am meisten freut es mich noch, daß ihr alle diese Höllenqualen unschuldig erleidet. Ich, ich bin der Mörder, haha! ich habe das Geld und ihr — ihr müßt den Kopf in's Loch stecken. Ihr elenden Dummköpfe, ihr werdet hängen und ich werde in Saus und Braus leben!" Als er seinen Blutdurst für heute gestillt hatte, verließ er mit höllischem Gelächter das Gefängniß."

„Aehnliche Scenen, wie die so eben beschriebene wiederholten sich von Tag zu Tag, so daß wir endlich mit Sehnsucht dem Tode entgegensahen. Aber dieses Glück sollte uns so bald nicht zu Theil werden; bevor wir mit dem Leben abschlossen, wollte Van Huis den Ort wissen, wo wir das gestohlene Gut verbargen. Alle Martern waren natürlich nicht im Stande, uns ein Geständniß abzupressen, das zu machen für uns eine Unmöglichkeit war. Vergeblich waren alle Bitten, Van Huis persönlich zu sprechen. Jede Verständigung, jede Erklärung von unserer Seite war also vollständig abgeschnitten."

„In unserm Jammer war Gott unser einziger Trost, und er brachte uns in seiner Barmherzigkeit

eine so wunderbare Stärke, daß wir mit der Zeit gleichgiltig und abgestumpft gegen alle Qualen wurden und ohne Klagen alle Martern seinetwegen ertrugen. Auf diese Weise wurde der Kerker eine Schule der Gottseligkeit. Ich setzte meine Belehrungen über das Christenthum ununterbrochen fort und bewahrte in der Höhlung eines Steines stets einen Theil unseres schlechten Trinkwassers, um Mulai zu taufen, wenn mich oder ihn endlich der Tod antreten sollte."

XXII.

Flucht aus dem Thurme.

„Drei Monate vergingen — aber es waren uns Jahrzehnte. Vor ein Gericht waren wir nicht gestellt worden; van Huis war ja unser unumschränkter Herr. Als er sah, daß zur Wiedererlangung seines Geldes keine Hoffnung war, schickte er eines Tages Abdul in den Thurm und ließ uns sagen, daß wir am nächsten Morgen mit Anbruch des Tages an zwei eisernen Haken außerhalb des Thurmes gehängt werden sollten." —

„Das anmuthige Schauspiel will ich noch sehen, fügte er lachend hinzu, und dann mit meinem Gelde das Weite suchen. Aber wenn ihr Hunde todt seid und ich meine Haut in Sicherheit gebracht habe, dann soll van Huis wissen, daß er seinen Liebling unschuldig gemordet hat, daß Abdul der Thäter war. Haha! Rache wie bist du süß!"

„Wir waren wohl damit zufrieden, daß unsere Qual zu Ende ging, und als die Nacht hereingebrochen

war, taufte ich Mulai mit dem Wasser in dem hohlen Steine und nahm ihn also in die Gemeinschaft der Christen auf. Sein Haupt freilich konnte ich nicht erreichen, aber ich spritzte ihm das Wasser entgegen, machte das Zeichen des Kreuzes und breitete segnend meine Hände aus. „Gott," sagte ich, „wird hundertfach vervollständigen, was an dieser Taufe fehlt." Dann knieten wir nieder und stimmten einen gemeinschaftlichen Kirchengesang an."

„Um Mitternacht knarrte die Thüre." Unsere Qual soll um einige Stunden abgekürzt werden," sagte Mulai; „auch dafür sei dem Herrn Dank. Aber es waren nicht die Henker. Leisen Schrittes trat ein Mann ein und flüsterte: „Muth! Ich bringe Rettung! Wo bist du Friedrich? Du hast mich einst von diesem Teufel in Menschengestalt, dem Abdul, befreit — ich habe es nicht vergessen! Geschwind deine Ketten her, daß ich sie sprenge!" Die Stimme war mir bekannt. Jetzt machte er Licht und ich erkannte jenen Händler, von dem ich schon gesprochen, der als freier Indianer seine Felle und sonstigen Handelsartikel in der Plantage absetzte. Geräuschlos durchfeilte er unsere Fesseln und bedeutete uns, ihm zu folgen. Ich will nicht von dem Erstaunen, von der freudigen Ueberraschung sprechen, von der Lust zum Leben, die wieder plötzlich in uns erwachte; Ihr mögt Euch das selbst denken, wenn Ihr könnt. Das Gehen hatten wir fast verlernt; aber die plötzliche Wandelung unseres Geschickes wirkte auf unsere steifen Glieder wohlthätig ein und wir schritten mit unserm Befreier aus dem Thurme. Vor der Kerkerthür im Freien

schnarchte der Wächter, den der Indianer mit geistigen Getränken betäubt hatte, welche mit einem starken Schlaftrunke versetzt waren. Er schloß die eiserne Thüre ab und steckte den Schlüssel dem Schlafenden in die Tasche. Zu einem Pförtchen in der Mauer hatte er ebenfalls den Schlüssel. Wir schlüpften durch und gelangten unbemerkt in die Tabaksfelder. Hier harrten unserer flüchtige Pferde, die uns, so schnell es unser kranker Zustand erlaubte, in die Ferne trugen."

„Als wir das Gebiet des Pflanzers schon weit hinter uns hatten, hielt der Indianer an, um uns einige Ruhe zu gönnen; denn wir konnten den scharfen Ritt kaum aushalten. Aus seinem Mantelsacke zog er einen Trank hervor, den er aus heilsamen Kräutern gebraut hatte. „Trinket," sprach er, „es ist Lebensbalsam." Kaum strömte die Flüssigkeit durch unsere Adern, als wir uns an Leib und Seele erfrischt fühlten und den Pferden die Zügel schießen ließen."

„Nun gings in strengem Galopp weiter, immer nach Westen. Bei Anbruch des Morgens erreichten wir einen Wald von Ahornbäumen; hier im dichten Laub- und Strauchwerk genossen wir der Ruhe und des Schlafes. Der Indianer hielt indessen Wache und ließ die abgematteten Pferde im fetten Grase weiden. Bei unserm Erwachen stand die Sonne hoch am Himmel. Der Indianer führte die Pferde vor und drängte zum schleunigen Weiterreiten, da Van Huis wahrscheinlich unsere Spur verfolgen werde. Wir wußten genugsam, was es zu bedeuten hat, wenn ein Sclavenhalter seine flüchtigen Leute verfolgt, und ließen uns deßhalb nicht mahnen. Und es wäre un=

verzeihlich gewesen, wenn wir durch Saumseligkeit wieder in die Hände des Sclavenhalters gefallen wären, bei dem uns nach der Flucht doppelter Tod drohte."

„Mehrere Tage hielt unser scharfer Ritt an; wir gönnten uns nur kurze Zeit zur Ruhe und zum Schlafe. Aber trotz der Anstrengung genasen unsere Körper durch die Einwirkung der Luft und der Tränke, welche uns der Indianer reichte."

„Am dritten Tage befanden wir uns mitten in einem undurchdringlichen Walde, wo wir eine längere Rast machen wollten, um unsere Gesundheit vollkommen wieder herzustellen. Yemen, so hieß der Indianer, was ich fast vergessen hätte, Euch mitzutheilen, — Yemen band die Pferde an einen Baum und führte uns in eine Felshöhle, welche ziemlich wohnlich eingerichtet war. „Hier meine Freunde," sagte er, „ist eine meiner Stationen, die ich hier und dort im Walde aufgeschlagen habe, um auf meinen Reisen einen sichern Ruheplatz zu haben. Mein Handel treibt mich von Norden nach Süden, die Kreuz und die Quere, und wo ich mit den Jägern verkehre, ist es meist unwirthlich — da muß man sich also zu helfen wissen."

„Er erzählte nun in die Länge und die Breite, wie er auf langen und gefahrvollen Wegen seine Handelsartikel zusammenschleppe, um sie mit Gewinn in New-Orleans abzusetzen. „Uebrigens," fügte er hinzu, „ist mein Stamm im Staate Mexico; ich habe nun des Reisens satt und gedenke, in die Heimath zurückzukehren. Wollt Ihr mit dorthin ziehen, so könnt Ihr einer gastfreundlichen Aufnahme sicher sein."

„Ich drückte ihm dankbar die Hand und sprach: „Ich habe keinen andern Wunsch, als in meine Heimath zurückzukehren; da ich aber gänzlich ohne Mittel bin, so wünsche ich irgendwo zu leben, wo ich so viel ersparen kann, daß es für meine Ueberfahrt reicht; ist das in Mexico möglich, so gehe ich mit Vergnügen dahin."

„Freund," entgegnete Yemen, „bin ich reich genug, dir die Mittel zu geben?" — Der gute Mensch, er hätte mir mehr gegeben, als ich brauchte; aber ich widersetzte mich dem mit aller Macht, denn er hatte bereits mehr für mich gethan, als ich je zu vergelten im Stande war. „Wohl," sagte er, „du willst keinen zum Gläubiger haben; auch gut — in Mexico gibt es wohl auch Gelegenheit zum Erwerb."

XXIII.

Der Indianer-Häuptling.

„Schneller, als wir erwarten durften, waren wir vollständig hergestellt, und traten unsere Reise an. Wir waren bereits in einem Gebiete angekommen, wo wir furchtlos vor den Verfolgungen des Herrn van Huis weiter ziehen konnten. Wir übereilten uns deßhalb nicht, sondern genossen in behaglichen Tagesreisen alle Reize, welche die Natur um uns her ausbreitete. Wunderbar schön war es in dem Lande, aber zuweilen kamen wir auch durch unfruchtbare, heiße Sandböden, wo alles Leben erstorben war und die Vegetation sich in enge, von schmalen Bächlein durchrieselte Schluchten zurückgezogen hatte.

Hier aber grünte und blühte es auch desto wunderbarer und herrlicher."

„Unser Marsch ging beständig nach Süden und wir hielten uns so viel als thunlich in der Nähe des Meeres, welches hier eine erfrischende Kühle aushauchte. Die Sandböden, von denen ich eben gesprochen, lagen endlich hinter uns; wir erreichten einen duftigen Wald, mit dessen Schönheit sich Nichts in unserm deutschen Vaterlande vergleichen läßt. Herrliches, frisches Grün, bezaubernd in seinem schillernden Glanze, zierte die Krone der fremdartigen Bäume, auf deren Zweigen Papageien und eine zahllose Menge anderer buntgefiedeter Vögel mit unaufhörlichem Geschrei hin und her hüpften. Die Gegend glich einem Zaubergarten; Bäume, Kräuter, Thiere, Alles war so seltsam und doch so prächtig. Aehnlich hatte ich mir's in der Kindheit vorgestellt, wenn ich die alten, lieben Mährchen wieder und wieder las. Aber die Wirklichkeit übertraf doch meine Träume bei weitem. Manchmal hielt ich inne und richtete mein Auge zu den Wipfeln der Ahorn- und Tulpenbäume empor, um das schöne Gefieder der leichtbeschwingten Waldbewohner zu bewundern. Es schien dem Indianer wohl zu thun, daß ich an den Thieren und Gewächsen seines Landes Wohlgefallen fand; auf tausend Gegenstände machte er mich aufmerksam; bald auf die Nester, die vom Winde in den schlanken Zweigen hin und her geschaukelt wurden, bald auf den kleinen Kolibri, den ich bisher nur aus der Erzählung gekannt hatte; bald auf einen Felsen, in den fremdartige Schildereien eingehauen waren. Er sagte uns,

daß diese Bilder aus der Zeit herrührten, wo sein Stamm noch ein großes, unbelästigtes Volk gewesen, wo die habsüchtigen Europäer noch nicht den Weg in seine Heimath gefunden und sein Volk mehr und mehr zurückgedrängt hätten. Was er uns da für wunderbare Dinge erzählte, das kann ich Euch nicht wiederholen, und wenn ich's könnte, so würdet ihr es doch nicht verstehen."

„Eines Tages erreichten wir eine waldige Anhöhe, von wo man eine herrliche Aussicht in ein liebliches, wiesenreiches Thal hatte, in dessen Mitte sich ein spiegelklarer See ausdehnte. Unzählige Zelthütten bedeckten das Gestade; Indianer streiften mit ihren Bogen zwischen den Hütten und am See umher; Mütter schaukelten ihre Kinder in den Zweigen der Ahornbäume; vor den Zelten saßen Greise und Knaben und schnitzten Geschosse."

„Wie gebannt blieben wir bei dem Anblicke stehen. „Das ist unser Stamm," sagte der Indianer; „meine langen Reisen haben mich demselben fast entfremdet, aber ich weiß, daß ich willkommen bin, und daß Ihr dort aufgenommen sein werdet, wie die Glieder des Stammes. Fürchtet Euch also nicht vor den Männern, die so wild und fremdartig aussehen. Sehet da drüben den starken Mann auf seinen Bogen gelehnt, um den sich die Jäger mit den Wurfspießen in den Händen schaaren! Es ist der Häuptling, dem an Tapferkeit und Stärke keiner der freien Indianer in diesen Wäldern gleicht, dem es an Klugheit kein Weißer gleichthut, und der an Rechtschaffenheit höher steht, als irgend einer unter den Engländern und Spaniern."

„Wir sahen nach dem Manne hin, den Yemen mit so begeisterten Worten pries. Er war eine wahre Herkulesgestalt, der die größten der Männer, welche sich um ihn gesammelt hatten, von der Schulter an überragte. Seine nackte, rothe Haut war bemalt, wie die der andern Indianer; um die Lenden trug er einen Gürtel von bunten Papageienfedern, eine Mütze von ähnlichen Federn zierte das Haupt, von dem das Haar lang und straff herunterhing. Ueber dem Handgelenke und den Fußknöcheln glänzten schwere, silberne Ringe. Diese Ringe waren das Einzige, was ihn von seinen Gefährten unterschied, und doch erkannte man in ihm auf den ersten Blick den Herrscher; über sein ganzes Wesen lag eine Hoheit und Erhabenheit verbreitet, die den gebornen Häuptling anzeigte."

„Yemens Gesicht leuchtete vor Freude, als er auf die heimathliche Scene hinabschaute und sich im Anblicke des Häuptlings weidete. „Bleibet einstweilen hier," sprach er, „ich will mit dem Diener der Sonne sprechen! Ich will ihm sagen, daß ich Euch meinen Schutz zugesagt habe. Mit diesen Worten eilte er den Hügel hinab und begrüßte den Häuptling. Bei seinem Erscheinen entstand in der Gruppe eine lärmende Bewegung; offenbar freuten sich die Indianer, den lange vermißten Bruder wieder zu sehen. Der Häuptling aber überreichte ihm einen Bogen und einen Pfeil, zum Zeichen, wie wir später hörten, daß er wieder in die Gemeinschaft aufgenommen sei, nun aber auch bei seinem Stamme bleiben und nicht mehr in der Ferne umherschweifen solle. Als diese Ceremonie vorüber war, trat er dicht vor den Häuptling

und sprach zu ihm von uns. Wir konnten das zwar nicht hören, aber wir konnten es aus den Bewegungen schließen, denn der Diener der Sonne richtete den Blick zu dem Hügel hinauf, auf dem wir uns befanden, und die Augen der Indianer folgten den seinigen. Er winkte uns, hinabzusteigen, welcher Einladung wir furchtlos folgten."

„Am See und zwischen den Zelten angekommen, wurden wir von Männern, Weibern und Kindern umringt, die uns mit freundlichen Grüßen lächelnd die Hand boten. Der Häuptling aber überreichte Jedem eine Schaale mit Waldfrüchten, zum Zeichen, daß wir als Gäste willkommen seien."

„Jeder von den guten Rothhäuten wollte uns auf irgend eine Weise seine Freundschaft bezeugen, so daß wir mit kleinen Geschenken fast erdrückt wurden. Schnell richteten die Jünglinge ein Zelt für uns her; die Frauen legten Matten hinein und hingen Bogen und Köcher darin auf. Bevor wir zur Ruhe gingen, mußten wir ihre Maiskörner und ihre Jagd theilen, welche beiden Dinge bei dem genügsamen Stamme die Hauptbestandtheile einer jeden Mahlzeit ausmachten. Männer und Frauen lagen im Kreise um den Häuptling, aus dessen Munde sie die Geschichte, die Heldenthaten und Tugenden ihrer Vorfahrer erzählen hörten. Die Sprache, für uns ein unverständliches Gegurgel von fremden Tönen, schien lieblich und rein wie süßer Honig von den Lippen des Häuptlings in die Indianer Herzen zu fließen. Yemen übertrug die Erzählung des Häuptlings in's Spanische, und so hatten wir das Vergnügen, die Entzückung der

Rothhäute zu begreifen, denn diese herrlichen Schilderungen übertrafen an blumenreicher Poesie die schönsten Erzählungen unserer gefeiertsten Dichter. Es handelte sich hauptsächlich um Kämpfe, welche ihre Väter mit den Spaniern bestanden hatten. Die Europäer kamen dabei nicht gut weg, es wurde ihrer überall mit Abscheu gedacht. Aber gegen das Ende zu nahm die Rede des Häuptlings eine Wendung, welche ich durchaus nicht vermuthet hatte. „Die Weißen,“ sagte er, „haben uns ein Unglück nach dem andern gebracht, aber wir wollen sie darum nicht verdammen. Der Herr der Sonne bediente sich ihrer, um uns für unsere Sünden zu strafen. Bald werden wir die Botschaft des Heiles ganz verstehen, und die Rache bei Seite legen, um mit ihnen als Kinder ein und desselben Gottes in ewiger Freundschaft zu leben. Dann werden der Christ und der Indianer gemeinsam das Lob dieses Gottes verkündigen, und die Wälder werden nicht länger rauchen vom Blute der Erschlagenen! Komm, großer Geist, gib uns dazu deinen Beistand!“

XXIV.

Vater Bernhard.

„Der Häuptling hatte geendigt; er warf seinen Bogen über die Schultern und schritt seinem Zelte zu, vor dessen Eingang sich zwölf Jünglinge aufstellten, um während der Nacht über den Schlaf ihres Gebieters zu wachen. Auch die übrigen Indianer zogen sich in ihre Zelte zurück. Wir aber streckten

unsere Glieder auf den Matten aus und lagen bald in sanftem Schlummer."

„Die Sonne stand schon hoch über den Kronen der Ahornbäume, als wir erwachten. Yemen, unser Freund von Neu-Orleans, saß zu Häupten meines Lagers und blickte mich mit wohlwollendem Lächeln an. „Friedrich," sprach er; „es gehen hier seltsame Dinge vor. Seit ich nicht bei meinem Stamme war, haben sich Wunder begeben. Zieh heute mit uns in das Thal da unten, und du sollst diese Wunder sehen! Wir wallen zu einem ehrwürdigen Greise, aus dessen Munde uns die Kunde von dem Herrn der Sonne zu Theil wird. Verstehst du? Des Herrn der Sonne, des wirklichen Herrn der Sonne, den wir so lange verfolgt und gelästert haben."

„Ich wußte nicht recht, was Yemen damit sagen wollte; ich stellte mir vor, der Herr der Sonne sei ein mächtiger Häuptling, mit dem sie lange im Kriege gelebt, und mit dem sie sich nun in freundschaftlicher Weise geeinigt hätten."

„Führe uns," gab ich zur Antwort, „wohin du gehest, da kann nichts Uebles sein, und auch ich möchte das Antlitz des Herrn der Sonne sehen."

„Lächelnd gab er zur Antwort: „Bist du nicht längst sein Sohn? Und weil du es bist, habe ich nicht deßwegen zum Herrn der Sonne ein Zutrauen gefaßt, ehe ich wußte, daß meine Brüder nach seinen Strahlen verlangen?"

„Zu fernern Erlkärungen blieb uns nicht Zeit, denn der Häuptling stieß in sein Büffelhorn. Als wir vor das Zelt traten, waren Männer, Weiber und

Kinder schon zum Abmarsche bereit; der Häuptling gab ein Zeichen, und die Schaar setzte sich in Bewegung. Wir schlossen uns dem Zuge an und hatten einstweilen genug zu thun, alle die Wunder der Natur, die sich hier dem Auge entfalteten, zu betrachten. Weil die Männer Bogen und Köcher über die Schultern warfen, so glaubte ich, es gelte eine Jagd; Yemen sagte mir, daß nur auf dem Rückwege gejagt werde, daß aber der Stamm sich nur deßhalb in's Thal begebe, um die Hütte eines Priesters aufzusuchen, der ihnen vom Himmel erzähle und von dem Gotte, der Himmel und Erde und Alles, was darauf, darüber und darin Lebendiges und Lebloses sei, durch die Macht seines Wortes aus Nichts hervorgerufen habe. Der Himmel dieses Priesters sei ganz anders, als der ihrige. Ihre Väter hätten ihnen von einem Himmel erzählt, dessen Luft immer heiter sei, dessen Wälder von Wild, dessen Flüsse und Teiche von schmackhaften Fischen wimmelten; aber in des Priesters Himmel sei keine Mühe und Arbeit, weder Jagd noch Fischerei; dort bedürfe man der Speise nicht, man lebe in einer ungestörten Glückseligkeit, welche nie aufhöre, so lange man auch dort sein möge. Um aber nach dem Tode in diesen Himmel zu gelangen, müsse man ein besonderes heiliges Leben führen, das Herz von Rache reinigen, den Feinden verzeihen, und noch mancherlei Dinge, die sonst einem Indianer unbekannt gewesen. Wie man zu einem solchen Zustande gelange, dazu gebe ihnen der Priester Anweisung. Wenn sie genugsam vorbereitet und mit allem dem bekannt wären, was Gott von einem

guten Christen verlange, dann sollten sie in ein Bad steigen, durch welches alle Sünden von ihnen abgewaschen und zu Kindern dieses Gottes würden."

„Ich täusche mich nicht, „fuhr Yemen fort," wenn ich glaube, daß du denselben Gott verehrst und zu Vater Bernhard's Volke gehörst, denn ich habe schon oft bei dir das Kreuz gesehen, das auch der Priester in seiner Hütte hat, wie der Häuptling sagt, und woran der Sohn Gottes, den wir kennen lernen, gestorben sein soll."

„Es wurde mir klar, daß ein Missionär hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, um den Indianern den Weg des Heils zu zeigen. Nach einigen Stunden senkte sich der Weg, der Wald endigte, und zu unsern Füßen lag ein anmuthiges Thal, von einem silberhellen Bächlein durchflossen. In der Mitte des Thales stand eine kleine Hütte. Bei ihrem Anblicke ließ der Häuptling seine Schaar halten und sprach: „Wir sind stets mit leeren Händen zu dem Manne gekommen, der uns das Heil bringt. Wie kann er jagen und fischen und für seinen Unterhalt sorgen, wenn er nur für Andere lebt? Es ist recht und billig, daß wir ihm einen Tribut bringen. Auf zur Jagd!" Die Indianer zerstreuten sich nach allen Richtungen, bald aber kamen sie, reich mit Beute beladen, zurück, und der Häuptling schickte mehrere Männer ab, welche dieselbe in seine Hütte tragen mußten, ehe sie weiter zogen."

„Wir waren nicht die Einzigen, die hier das Wort des Herrn hören wollten; andere Stämme lagerten bereits im hohen Grase, und aus den Ge-

büschen jenseits des Thales kamen noch neue Haufen hervor. Im Thale angekommen, umlagerten wir die Hütte und harrten des Priesters. Ein Greis mit silberweißen Haaren trat heraus, rechts und links mit einem hölzernen Kreuze den Segen spendend. Ein lautes freudiges Getöse erhob sich unter den verschiedenen Stämmen; Mütter hoben ihre Kinder auf die Schultern und heranwachsende Jünglinge und Jungfrauen stellten sich auf die Fußspitzen, um den ehrwürdigen Greis zu sehen. Vater Bernhard trat auf einen Hügel und sprach zu den Indianern mit lauter Stimme von den Herrlichkeiten des himmlischen Reiches. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten die Zuhörer; die Stille, die Andacht war so groß, daß sich eine christliche Gemeinde in Europa daran hätte erbauen und ein Muster nehmen können. Als ich nachher über diese Andacht meine Verwunderung ausdrückte, sagte mir der Häuptling: „Nicht immer, Fremdling, waren wir so willig und achtsam bei Vater Bernhard's Reden. Als er zuerst in unsern Wäldern erschien, da schworen wir bei dem großen Geiste, der alle Tapfern schützt und liebt, nie zu weichen von den Wegen unserer Väter, und Jeden zu tödten, der anders lehre, als unsere Priester und Wahrsager. Vater Bernhard hat auch harten Kampf gehabt, ehe wir einsahen, daß er ein Freund unseres Volkes sei. Ich selbst hatte manchmal das tödtliche Blei auf ihn gerichtet, aber eine unsichtbare Macht hat ihn beschützt, und alle Martern, die ihm jener Stamm dort, dessen Häuptling sich auf den Bogen lehnt, angethan hat, haben nur dazu gedient, ihn in seiner unbegrenzten

Liebe zu uns noch mehr zu befestigen. Seit er Eingang in unsere Herzen gefunden hat, führen wir keinen Krieg mehr. Allen unsern Gefangenen haben wir ohne Lösegeld die Freiheit gegeben, und Niemand gelüstet es mehr nach dem Fleische unserer Feinde; ja mit Abscheu und Grausen denken wir an die Zeit zurück, wo wir sie schlachteten, für ihre Schmerzen nur ein Lachen, für ihre Todeszuckungen ein Gefühl wilder Freude hatten."

„Der Priester wußte sich geläufig in der Sprache der Eingebornen auszudrücken; es schien, daß ihn der Bilderreichthum derselben wirksam unterstützte, denn manchmal, wenn er ein Gleichniß von ihren Sitten und Gewohnheiten, von den Gefieder ihrer Vögel, von der Pracht ihrer Blumen hernahm, ging ein eigenthümliches Leuchten über ihre Züge, verklärte sich ihr Auge, hob und senkte sich ihre Brust. Aber es war dennoch etwas in seiner Aussprache, was mir auf der Stelle auffiel, was an die heimathlichen Thäler, an deutschen Boden erinnerte. Das Herz klopfte mir vor Freude bei dieser Entdeckung; war es doch leicht möglich, daß dieser Priester ein Landsmann war."

„Lange redete Vater Bernhard zu dem Volke; doch wie lange es auch währte, die Indianer wurden nicht müde zu lauschen, und auch ich schöpfte reiche Nahrung aus den Reden dieses Priesters, welche Yemen verdollmetschte. Das zog mich um so mehr an und ich konnte zuletzt kaum das Ende der Predigt erwarten. Endlich schloß der Vater mit den Worten: „Erkaltet nicht in dem Eifer, den ihr zeiget auf dem Wege zum Herrn. Kommet immer wieder zu mir





Herchenbach, der Besuch vom Missisippi.

in dieses stille Thal! Immer werdet ihr die Thüre meiner Hütte offen finden! Und habt Ihr Kranke unter Euch, die das Wort des Herrn zu hören wünschen aber keine Reise zu mir armen Diener Gottes unternehmen können, so bringt sie auf meinen Rundreisen zu mir, oder führet mich zu ihnen, damit Niemand unter uns ohne Trost sei. Dann flehte er mit aufgehobenen Händen zum Himmel für das Wohl der Kindlein, die ihm Gott in diesem Lande anvertraut habe, und gab Allen mit dem Kreuze den Segen."

„Der Häuptling, dem ich mein Verlangen, mit dem Priester zu reden, kund gethan hatte, nahm mich bei der Hand, und als der Priester vom Hügel herabstieg, führte er mich zu ihm und sprach: Yemen hat mir gesagt, dieser Fremdling sei deines Glaubens, vielleicht gar deines Volkes; denn er bete zu deinem Gotte und trage das Kreuz an seiner Brust. Bei uns hat er Schutz und Obdach gefunden und er wird unser Freund sein, so lange er bei uns bleiben mag. Vielleicht, Vater, ist es dir nicht unlieb, mit ihm zu reden."

„Freundlich nahm mich Vater Bernhard bei der Hand und führte mich in die Hütte. Sie war ärmlich eingerichtet und bot kaum die geringe Bequemlichkeit, die wir in den Indianerzelte gefunden hatten."

„Bist du ein Deutscher," sagte er in lieben deutschen Worten, „so danke ich Gott, daß mir am Rande des Grabes noch die Freude wird, einen Landsmann an die Brust drücken zu dürfen! Aber sage mir, mein Sohn, in welchem Theile von Deutschland steht deine Wiege und deines Vaters Herd?" „Ein kleines, unbedeutendes

Fleckchen im Rheinlande, Ihnen, ehrwürdiger Vater, gewiß unbekannt, ist meine Geburtsstätte," gab ich zur Antwort. „Die Sieg, ein Nebenflüßchen des Rheines, benetzt mein Dörfchen."

„Freudig verwundert rief er aus: „Die Sieg? Wie heißt das Dörfchen, wo du geboren?" „Hennef, erwiederte ich." Daß auch in dem Namen Hennef ein Zauberklang liegt, sollte ich erst unter dem Himmel Mexico's erfahren. Mit tiefer Rührung kreuzte der Greis die Hände über die Brust und sprach mit zum Himmel erhobenen Augen: „Habe Dank, mein Gott! für die unendliche Güte, die du über deinen unwürdigen Diener ausgießest," dann zu mir gewandt fuhr er fort: „Oftmals in stillen Nächten, wenn die Wunden, die mir diese Männer schlugen, den Schlaf von meinen Augenlidern verscheuchten, habe ich zum Herrn gefleht, er solle mich einmal noch eine deutsche Zunge hören, eine deutsche Hand drücken lassen. Groß war mein Verlangen nach der Heimath, größer aber noch die Liebe zu diesem Volke, das mir der Herr zur Führung übergab. Wie groß offenbart sich nun die Liebe Gottes gegen mich unwürdigen Diener! Hat er sich mir schon gnädig erwiesen dadurch, daß er den harten Sinn dieser Menschen änderte, und sie den Weg des Heils erkennen ließ, so schüttet er jetzt noch größere Wohlthaten über mich aus, als ich erbeten habe. Ich wäre zufrieden und glücklich gewesen, wenn ich Jemanden vom äußersten Ende des Vaterlandes gefunden hätte, und nun schickt er mir ein Kind meiner Heimath zu! Mit wachsendem Erstaunen hatte ich dem Priester zugehört und

scharf in sein Antlitz gesehen. Es war mir, als hätte ich dieses Gesicht schon einmal gesehen, diese Stimme schon gehört, diese Hand schon geküßt."

„Ihr könnet Euch leicht denken, daß mich die Neugierde verzehrte, zu wissem, woher er sei; aber im Wesen des Priesters lag so viel Würde, daß ich keine Frage an ihn wagte. Dieser Mann stand trotz seines Verlangens nach der Heimath so hoch über allem Irdischen, daß mir eine jede Frage profan schien."

„Nachdem er sich genugsam verwundert hatte, bat er mich, ihm zu erzählen, wie ich dazu gekommen, meine Heimath zu verlassen, den Ocean zu durchschiffen und diese Breiten aufzusuchen. Wie ich Euch, meine Freunde, meine Abentheuer schilderte, so machte ich auch ihn damit bekannt. Als ich all der Orte in der Heimath und meiner Eltern gedachte, brach er fast in Thränen aus, denn bei jedem Namen stieg eine alte Erinnerung in ihm auf; Nichts war ihm unbekannt, jedes Plätzchen entlockte ihm einen leisen Freudenruf. Und als ich nun geendigt hatte, da schloß er mich an seine klopfende Brust und sprach: „Gott hat dich wunderbar in allen Gefahren bewahrt, und noch wunderbarer hat er deine Schritte geleitet, um einen alten Mann wieder zu finden, der dich als Kind hundertmal auf den Knieen geschaukelt hat!"

Bei diesen Worten entstand unter den Zuhörern in Jonas Steinbacher's Häuschen ein Hüsteln und Hin- und Herrücken der Stühle und Schemel. Meister Schall aber konnte es gar nicht länger bei sich behalten, sondern platzte in die Worte aus: „Mit Verlaub, Herr Friedrich, wer das glaubt, der gibt einen Thaler."

Lächelnd gab Grün zur Antwort: „Es klingt allerdings ein wenig nach Aufschneiderei, wenn man mitten unter den mexicanischen Indianern einem Landsmann begegnet sein will! Es klingt aber nur so, denn, was ich sage ist buchstäblich wahr, und wenn Ihr mir's nicht glauben wollt, so fragt Mulai." Mulai nickte mit dem Kopfe und sprach: „Es ist wahr bis auf den letzten Buchstaben."

Grün fuhr fort: „Der Priester, von dem ich rede, hat mir aufgetragen, wenn ich je wieder in die Heimath zurückkehre, so solle ich Euch alle freundlich grüßen, und des ungläubigen Schall da hat er noch ganz besonders erwähnt. Nun wird's aber auch Zeit, daß ich Euch aus dem Traume helfe. Wollt ihr einmal zurückdenken in die alte Zeit, so werdet Ihr Euch eines Paters Bernhard erinnern, der drüben im Kloster zu Seligenthal wohnte, und jede Woche ein paarmal nach Hennef und Allener kam. Aus allen Häusern kamen ihm dann die Kinder mit Kußhändchen entgegen. Für jedes hatte er ein hübsches Bildchen oder einen neugeprägten, funkelnden Heller."

„Das ist wahr," rief Schall, „ich sehe ihn noch heute über die Straße daher gehen, einen Schwarm von Kindern hinter sich; rechts und links theilte er dann seine kleinen Geschenke aus und gab allemal einen schönen Spruch in den Kauf. Hundertmal kehrte er in meine Werkstätte ein, denn er liebte nicht allein die Kinder sondern auch deren Väter. Aber das ist beim Teuxel lange her. Auf einmal war er verschwunden, kein Mensch wußte, wo er geblieben war. Also der ist unter die Wilden gegangen?"

„Wer hätte das denken sollen!“ sagte auch der alte Küster, und die Andern stimmten ihm bei.

Nachdem sich die allgemeine Verwunderung gelegt hatte, erzählte Friedrich weiter:

„Von jetzt an wohnte ich theils in der Hütte des Vaters Bernhard, theils in dem Zelte bei Yemen und Mulai. Letzterer, der von mir schon einige Anweisung zum Christenthume erhalten hatte, wanderte täglich hinab in's Thal und war in seinen Kenntnissen bald so weit fortgeschritten, daß er mit in die Zahl der Täuflinge aufgenommen wurde, die an einem bestimmten Tage von Vater Bernhard durch die Taufe in die Gemeinde Christi eingeführt werden sollten. Der festliche Tag nahte heran. Viele hundert Indianer mit ihren Frauen und Kindern ererschienen geschmückt an dem Flüßchen, das des Priesters Thal durchfließt, und welches heute zum Weihborn wurde. Ich war der Einzige, welcher die Taufe nicht empfangen konnte; aber ich legte allen Täuflingen die Hände auf und wurde so zum Pathen eines ganzen Volkes. Das Fest dauerte zwei volle Tage, dann aber zogen die Indianer in ihre Wälder zurück, und begannen zu leben nach den neuen Satzungen und Geboten, und wurden ein gottesfürchtiges Volk.“

Der Nachtwächter von Allener, welcher mit seinem Horne auch mit unter den Zuhörern saß, hatte richtig das Tuten vergessen. Jetzt aber, wo in der Pause, die Schloßuhr Mitternacht schlug, fiel ihm die Pflichtvergessenheit schwer auf's Herz. Rasch griff er nach dem Horne und sprach. „Wartet ein Weilchen, ich bin gleich wieder da!“

Aber Friedrich sagte: „Ihr braucht Euch nicht zu sputen, Gevatter, denn für heute machen wir Schicht, wie die Bergleute sich ausdrücken. Wir wollen uns Alle auf's Ohr legen. Morgen aber sollt Ihr den Rest haben, denn ich bin nun bald zu Ende. Gute Nacht!“

„Gute Nacht! Gute Nacht!“ riefen die Bauern, zündeten noch einmal die Pfeifenstummel an und trollten dann durch die Nacht nach Hause.

XXV.

In Mexico

Daß am nächsten Abende, wo es zum Schlusse gehen sollte, Keiner in der Fischerhütte fehlte, werden mir meine Leser auf's Wort glauben.

„Mich, hub Friedrich an, „hielt es nicht länger bei den Indianern, ich mußte fort, fort in die Heimath, Aber ich war ohne Mittel und Vater Bernhard arm wie sein neubekehrtes Volk. Alles jedoch, was in seiner Macht stand, that er, und das war durchaus nicht zu verachten. In der Stadt Mexico wohnte ein reicher Spanier, in dessen Diensten viele Arbeiter standen, den er wohl kannte. An diesen gab er mir einen Brief, worin er ihn bat, mir Gelegenheit zu verschaffen, daß ich durch den Fleiß meiner Hände, das Reisegeld in die Heimath erwerbe.“

„Wenn du nach Deutschland kommst,“ sagte er mir beim Abschiede, „so sage deinen Freunden, daß sie meiner im Gebete gedenken; denn ich werde dieses müde Haupt bald hier niederlegen und zu meinem Vater gehen!“

„Schweren Herzens machte ich mich auf den Weg zu Yemen, der sich immer lebhaft meiner Abreise widersetzt hatte. Er saß in meinem Zelte, als ich ankam und schnitzte aus Ahornholz Vögel und Blumen, die er mir zum Geschenke machen wollte. Yemen, sagte ich mit kleinlauter Stimme, morgen reise ich nach Mexico! Wirst du mir eine Strecke Weges das Geleite geben?"

„Morgen schon?" fragte er. „Ich hatte mir den Gedanken so lebhaft ausgemalt, du werdest uns nie verlassen, sondern einer der Unsern werden. Warum willst du nicht bei uns bleiben, bei uns, deinen Brüdern', die wir alle dich so sehr lieben? „Yemen," antwortete ich, „das Wort Vaterland ist ein süßes Wort, es klingt in allen Sprachen der Erde wie ein wunderbarer Zauber, auch in der deutschen."

„Wohlan, so ziehe denn," gab er zur Antwort, und sei glücklich in dem kalten Lande, wo deine Hütte steht! Ich werde mit dir gehen bis Mexico und, wenn du willst, noch weiter. Ich wußte recht wohl, daß ich des Schutzes eines Eingebornen bedurfte und nahm Yemen's Anerbieten mit Freude an. Mulai trat jetzt zu mir und sprach mit Thränen in den Augen: „Yemen geht mit dir bis Mexico, ich aber, der ich kein Vaterland mehr habe, weil es mich an die Fremden verkaufte, ich gehe mit dir, bis Deutschland und werde dich nie verlassen, wenn du mich nicht mit Gewalt hinwegstößest. Dein Sclave will ich sein und dir dienen, so lange Leben in mir ist."

„Ich konnte nicht viel auf alle die Worte der Liebe erwiedern, das Herz war mir zu schwer. „Dein

Wille soll erfüllt werden, Mulai," entgegnete ich mit Thränen in den Augen, „aber da es in meinem Lande keine Sclaven gibt, so wirst du mein Freund sein."

„Am andern Morgen rüsteten wir uns zur Reise. Noch einmal brachten wir dem Häuptlinge und seinen Untergebenen, die uns vor den Zelten erwarteten, unsern Dank für die gastliche Aufnahme, und schritten dann unserm Ziele entgegen. Viele begleiteten uns noch eine Strecke Weges und gaben uns Grüße an die Christen, worunter einst Vater Bernhard gewandelt habe."

„Da Yemen das Land und die Wege genau kannte, so gelangten wir in kurzer Zeit nach Mexico. Don Franzesco, an den mich Vater Bernhard empfohlen hatte, nahm uns nicht allein freundlich auf, sondern versprach uns auch lohnende Beschäftigung. Yemen aber kehrte traurig zu seinen Indianern zurück."

„In Mexico ist der Boden gold- und silberreich; auch köstliche Steine gibt es dort in großer Menge, selbst die Flüsse führen lautere Goldkörner mit sich. Don Franzesco nun besaß ausgebreitete Bergwerke und Goldfischereien, worin er uns zu verwenden gedachte. Nun müßt Ihr aber nicht glauben, meine lieben Freunde, daß man nur den Spaten in die Erde zu stecken braucht, um gleich einen Klumpen gediegenen Silbers oder Goldes zu finden; daß man nur ein Sieb in den Fluß zu halten braucht, um es mit Ducaten gefüllt wieder herauszuziehen. Wer das glaubt, ist schief gewickelt. Das Fischen und Graben ist nicht allein eine mühsame, sondern oft auch eine sehr wenig einträgliche Arbeit, wenn man kein Glück hat, oder es scheut, den Rücken krumm

zu machen. Darum erhält auch der Arbeiter keinen bestimmten Tagelohn, sondern einen gewissen Theil der Ausbeute."

„Als wir anfangs in den Minen zu arbeiten begannen, war unsere tägliche Ausbeute eine nur sehr geringe; das kam daher, weil wir von dem Worte Gold verblendet, der kleinen, unscheinbaren Körnchen nicht achteten, sondern gleich einen ganzen Berg von gediegenem Golde anbohren wollten, der uns in einem Schlage zu Millionären gemacht hätte. Der Berg ließ sich nicht finden; wir suchten selbst vergeblich nach faustdicken Stücken, die Diamanten aber schienen sich ganz und gar in den innersten Schoß der Erde verkrochen zu haben."

„Nach und nach wurden wir klüger, hielten die Körnchen und selbst den Staub zu Rathe. So brachten wir auch etwas auf den Haufen; für unsere Wünsche freilich kaum zur Hälfte genug, aber Don Franzesco meinte, wir hätten alle Ursache, mit der Ernte zufrieden zu sein, denn die wenigsten Gräber machten eine so reiche Ausbeute."

„Allabendlich ward uns unser Antheil zugewogen, und da wir mit dem Goldstaube nichts machen konnten, so wurde uns derselbe in gemünztes Gold umgesetzt."

„Wir hatten auf Heller und Pfennig berechnet, wie viel wir zur Ueberfahrt und dann zur weitern Reise bis an die Sieg bedurften. Die Summe war erheblich genug, aber unsere gesammelten Schätze wurden auch mit jedem Tage größer und wir machten bereits einen ungefähren Ueberschlag, wann der Zeitpunkt unserer Abreise komme."

„Mulai konnte es unmöglich eilig haben, ein Land zu verlassen, das jedenfalls mit dem seinigen näher verwandt war, als Deutschland; aber er arbeitete mit solcher Anstrengung, als ob es sein irdisches und himmlisches Wohl gegolten hätte."

„Wenn wir Abends von der Arbeit heimkehrten, bereiteten wir uns ein Mahl, dessen Dürftigkeit nur mit unserm Verlangen zu entschuldigen war, das Reisegeld möglichst zu schonen. Nach diesem Mahle zogen wir unsern Schatz hervor und zählten die schon so oft gezählte Summe abermals. Wie Kinder freuten wir uns, wenn wir einen besonders glücklichen Tag gehabt hatten."

„Endlich — endlich waren wir reich genüg, wir durften die Ueberfahrt wagen; und da wir hörten, daß gerade ein Schiff im Hafen von Vera-Cruz im Begriffe sei, seinen Kiel nach Frankreich zu richten, so waren wir bald entschlossen, was zu thun sei."

Ich schickte mich eben an, Don Franzesco von unserer Abreise in Kenntniß zu setzen, als Mulai mich geheimnißvoller Weise aus der Nähe des Hauses hinwegwinkte. Es mußte etwas Verhängnißvolles vorgefallen sein, denn er zitterte am ganzen Körper und legte die Hand auf den Mund zum Zeichen, daß ich nicht sprechen sollte. In einem dunklen Gehölze angekommen, raunte er mir zu: „Unser Leben steht auf dem Spiele; wir sind verloren, wenn wir nicht sogleich die Stadt verlassen und auf dem Schiffe Rettung suchen."

„Warum? Was ist vorgefallen," fragte ich hastig, „was jagt dir solche Angst ein?"

„Höre, antwortete Mulai, vor wenigen Augenblicken kam ich am Comptoir vorüber; die Thüre war nur angelehnt und so wurde ich unwillkürlich Zeuge einer Unterredung, die mir das Blut fast in Eis verwandelt hat. Die Namen Mulai und Friedrich trafen mein Ohr — Sclaven — Mord — entlaufen, sagte Jemand. Ich konnte zwar den Zusammenhang nicht verstehen, aber diese abgerissenen Wörter waren verständlich genug. Don Franzesco brach in laute Verwunderung aus und rief: „Man muß sie sogleich aus den Minen holen lassen."

„Zufällig wandte sich jetzt der Sprecher um und ich erkannte — einen Agenten des Herrn van Huis, denselben Mann, den er stets mit den Sclavenjagden betraute. Ich weiß nicht, wie ich nach diesem Anblicke noch Kraft genug behielt, um zu entweichen, aber das weiß ich, daß wir auf der Stelle fliehen müssen, wenn wir nicht in seine Hände fallen wollen."

„Nun war das Zittern an mir. „Ja, ja," sagte ich, „wir müssen fort nach Vera-Cruz, aber unser Reisegeld ist noch im Hause und ohne dasselbe ist uns jede Möglichkeit zur Flucht abgeschnitten."

„Wir überlegten hin und her, was zu thun sei, endlich kamen wir überein, das Geld zu holen; der eine sollte wachen, während der andere den Beutel aus dem Zimmer trug. Vorsichtig und leise setzten wir das in's Werk und kamen glücklich in den Besitz unseres Schatzes. Aber kaum hatten wir einige Schritte vom Hause ab gethan, als wir aus dem Fenster Don Franzesco's Stimme hörten, welcher rief: „Da sind ja die beiden Flüchtlinge, nehmt sie nun bei der

Wolle und führt sie nach New-Orleans zurück!“ Zugleich hörten wir auch die Stimme des Agenten: „Flieht nicht, bleibet, bleibet! Eure Unschuld ist an den Tag gekommen! Bleibet, bleibet! Ich bringe gute Nachrichten!“

„Aber wir dankten für diese Nachrichten und vertrauten unsere Rettung der Geschwindigkeit unserer Beine an. Der Agent trollte hinter uns her und schrie sich heiser. Wir aber gewannen ihm bald einen Vorsprung ab und folgten mit unausgesetztem Laufe dem Pfade, der uns nach Vera-Cruz führte.“

XXVI.

Rückkehr zu van Huis.

„Wie wir eigentlich nach Vera-Cruz gelangten, das weiß ich noch bis auf den heutigen Tag nicht. Mulai war ebensowohl als ich zu sehr mit seiner Sicherheit beschäftigt, um über diesen Theil unserer Reise viel Aufschluß geben zu können. Genug, wir langten an und verloren keine Minute, uns auf das Schiff zu flüchten, das uns nach Europa tragen sollte.“

„Um jeder Begegnung zu entgehen, die uns vielleicht noch eine andere unwillkommene Bekanntschaft in den Weg führen konnte, mietheten wir eine Kajüte und schlossen uns in dieselbe ein, mit der festen Absicht, dieselbe so selten als möglich zu verlassen.“

„Hätten wir damals Alles gewußt, so wäre uns viel Angst erspart worden — so aber sollte das Schlimmste erst noch kommen: Zwei Tage später stieß das Schiff vom Lande; als wir auf hoher See waren,

glaubten wir es wagen zu dürfen, auf dem Verdecke frische Luft zu schöpfen, denn in der engen Kajüte, wo man weder aufrecht stehen, noch ausgestreckt liegen konnte, wurde es uns allgemach zu dumpfig und unbequem. Wer malt aber unser Entsetzen, als wir jetzt plötzlich die Stimme des Agenten hörten? Wie ein Blitz waren wir wieder in unserm Versteck und berathschlagten uns, was wir thun könnten, um uns unkenntlich zu machen. Mulai schlug das Verschneiden des Haares, und ein Pflaster über ein Auge vor."

„Ich war zu Allem bereit; wir waren eben im Begriffe, diese Verwandlung vorzunehmeu, als Schritte vor der Thüre laut wurden. Die tiefe Baßstimme des Agenten forderte uns auf, die Thüre zu öffnen. Das aber ließen wir hübsch bleiben und erklärten ihm rund weg, daß wir ihm eine Kugel durch den Kopf jagen würden, sobald er den Versuch mache, sich uns zu nahen."

„Mit der Kugel hatte es nun freilich seine guten Wege, denn wir hatten weder eine Pistole, noch Pulver und Kugeln. Der Agent legte auch auf diese Drohung wenig Gewicht, denn als wir nicht öffneten, machte er kurzen Prozeß, schlug die Thüre in Splitter und trat in die Kajüte."

„Lachend kreuzte er die Arme über der Brust und sprach: „Ha, Ihr Vögelchen, Ihr seid mir geradezu in's Netz gelaufen. Ihr hättet das viel einfacher haben können, wenn Ihr nicht so ohne alle Ursache durchgebrannt wäret. Nun soll die Strafe aber auch nicht ausbleiben, denn wisset, dieses Schiff steuert keineswegs nach Frankreich, wie Ihr glaubtet, sondern

direct nach New-Orleans in die Werfte des Herrn van Huis."

„Uns schwanden die Sinne und wir schrieen: „Gnade, Gnade! Das Verbrechen, welches man uns zur Last legt, ist niemals von uns begangen worden. So wahr ein Gott im Himmel lebt, wir sind unschuldig und Abdul ist der Dieb und Mörder."

„Der Agent ließ uns ausreden, dann sprach er: „Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich Sclaven zurückbringe, an deren Unschuld ich glaube. Heute steht, dem Herrn sei Dank, die Sache anders. Eurer Versicherungen bedarf es nicht; denn nicht ich allein, sondern auch Herr van Huis weiß, daß Ihr nichts verbrochen habt. Auch läßt er Euch nicht zurückholen, um sein Eigenthum zurückzufordern und Euch zu strafen, sondern um Euch zu belohnen."

„Wir hielten diese Rede für bittern Spott. Aber er versicherte uns bei allem Heiligen, daß er die lautere Wahrheit rede, und daß wir sie eher hätten erfahren können, wenn wir ihm nicht in Mexico entlaufen wären. „Es hat sich aber doch Alles so gefügt." fuhr er fort, „wie es kommen mußte. Ihr verfehltet das Schiff und geriethet auf das meinige. Einmal an Bord konntet Ihr nicht mehr entkommen, denn die ganze Mannschaft war auf's genaueste instruirt. Sie ist noch in dem Wahne, entlaufene Sclaven zu führen, und sie läßt es nicht an Wachsamkeit fehlen, damit die versprochene Belohnung nicht zu Wasser wird."

„Der Agent war nicht von unserer Seite zu bringen, sonst hätten wir wohl gar einen Sprung in

das Meer gewagt. „Ihr seid nicht ein Härchen neugierig,“ sagte er lächelnd, „sonst würdet Ihr doch eine Frage stellen, wie denn eigentlich Eure Unschuld an den Tag gekommen sei. Aber ich will die Geschichte auch ungefragt erzählen: Als wir des Morgens nach Eurer Flucht den Sclaventhurm öffneten, um Euch zu hängen, da fanden wir das Nest leer. Van Huis wüthete, Abdul knirschte mit den Zähnen. Boten über Boten wurden ausgesandt, um Euch wieder einzufangen, aber Euer Vorsprung war zu groß, die Spur ging verloren.“

„Schon war Eure Flucht vergessen, als eines Tages ein Lärm im Hofe entstand. Alle Sclaven hatten sich um Solem versammelt, der sich blutend auf das Wohnhaus zuschleppte und van Huis zu sprechen wünschte. „Eilt Euch, ihn herbeizurufen,“ sprach er mit schwacher Stimme, „in einer halben Stunde ist's zu spät, mein Tod ist nahe!“ Van Huis kam und Solem theilte ihm folgende Enthüllung mit: „Dein Töchterchen wurde dir erschlagen und du hielst Mulai und den Weißen für die Thäter, weil wir es so bezeugten. Es war ein Meineid, den wir schwuren, denn nicht jene, sondern Abdul und ich begingen die Mordthat, weil wir uns an dir und an ihnen rächen wollten. Abdul stahl dein Geld und versprach mir die Hälfte. Wir verscharrten es, um zu entfliehen, wenn die Angeklagten gehängt wären, denn Abdul wollte nicht weichen, bis er ihre Leichen gesehen. Sie flohen aus dem Thurme und nun drang ich auf Theilung. Der Falsche aber versetzte mir einen Dolchstoß und entfloh mit dem Gelde allein.

Geh, sagte er höhnisch, geh, wenn du noch so viel Kraft hast, sage van Huis, daß ich ihn und dich betrog. Er wird mich nicht finden."

„Als der Sclave das Bekenntniß vollendet hatte, starb er. Van Huis war untröstlich über die Leiden, die er über Euch gebracht. Wir aber zogen aus, um den Dieb und Mörder zu fangen. Wir kamen bald auf seine Spur. Als er sah, daß kein Entrinnen möglich war, stieß er sich den Dolch in's Herz, aber der Feigling lebte noch lange genug, um reumüthig ein Bekenntniß abzulegen und dich und Mulai vou aller Schuld rein zu waschen."

„Von dieser Stunde an ließ van Huis unabläßig Eure Spur verfolgen, um sein Unrecht wieder gut zu machen; und schaut, ich, ich war so glücklich, Euch ihm zuzuführen!"

„Wir hielten die Erzählung auch jetzt noch für bittern Spott, den wir indessen stillschweigend hinnahmen. Er aber ging lustig trällernd auf's Verdeck und erzählte, daß da unten zwei ungläubige Vögel säßen, die wahrscheinlich van Huis selbst nicht überzeugen würde. Trotz allen Zuredens, trotz aller Versicherungen und Eidschwüren des Agenten schwebten wir Tag und Nacht in der größten Angst und zehrten sichtlich ab."

„O weh! Schon lief das Schiff in die Mündung des Mississippi ein! An Flucht war nicht zu denken, denn schon harrte der Pflanzer mit Frau und Kindern am Landungsplatze. Mit einem Satze war er an Bord und rief: „Wo ist Friedrich, wo Mulai?" So hatte denn unser Stündlein geschlagen! Stumm und

regungslos standen wir vor dem Richter. Dieser aber warf sich mir um den Hals, küßte und herzte mich, wobei er unter Thränen ausrief! „Friedrich, du bist unschuldig, bist gut und brav! Nimmer laß ich dich nun von mir. Und Mulai mag auch da bleiben und frei sein! Komm, Friedrich, sei mein Freund und Bruder! Vor dem Dolche des verruchten Abduls hast du einst in der Nacht meine Brust geschützt und mir nichts gesagt. Hättest du doch gesprochen, die vielen Leiden wären nicht über dich gekommen, und ich wäre nicht so unglücklich gewesen, den Retter meines Lebens peitschen und hungern zu lassen. Ja, sieh mich nur verwundert an! Ich weiß Alles! Abdul hat vor seinem Tode gebeichtet; nichts hat er verschwiegen! Denn, als es an's Sterben ging, da schlug ihm doch das Gewissen, was ihm sein Leben lang keine Unruhe gemacht hatte. Lange haben meine Leute nach dir und Mulai vergeblich geforscht. Jetzt bist du da und sollst nimmer wieder von mir! Theile mit mir Haus und Hof, und Alles, was ich mir in diesem Lande erworben habe."

„Van Huis Gattin und die Kinder waren nicht weniger leutselig und liebevoll gegen mich. Ich will nicht versuchen, meine grenzenlose Freude zu beschreiben. Die Gegensätze von Sclaverei, flüchtigem Umherirren und Freiheit und Glück werdet Ihr mit mir fühlen."

XXVII.

Das Glück.

„Von den großmüthigen Anerbietungen des Herrn van Huis wollte ich keinen Gebrauch machen, doch ließ ich mich bereden, eine mäßige Summe anzunehmen, die ich zu dem Golde aus Mexico legte und einen Handel etablirte, der mich, wie ich hoffte, im Verlaufe einiger Jahre reich genug machen sollte, um als begüterter Mann in mein Vaterland zurückzukehren. Das Glück war mir hold; von Tag zu Tag mehrte sich mein Reichthum und es dauerte nicht lange, so hatte ich so ausgebreitete Besitzungen, wie Van Huis, mein Freund und Wohlthäter. Wohlthäter sage ich, denn wie sehr ich mich auch sträubte, Geld und Gut von ihm anzunehmen, so konnte ich doch wohl merken, daß er bei meinem Handel überall die Hand im Spiele hatte, und für meinen Vortheil besser sorgte, als ich selbst dazu im Stande war."

„Mulai aber wollte nicht frei sein und Geld und Güter erwerben; nur mein Freund und Diener zu sein, dahin stand sein Sinn, und so hatte ich denn nicht einen sondern zwei Compagnons, die wohl erwerben halfen, aber den Profit nicht theilten."

„Der Mensch denkt und Gott lenkt! Das ist ein echtes und altes deutsches Sprichwort, was eben so gut in America, wie hier an der Sieg seine Gültigkeit hat; so wenigstens sollte ich es an den Ufern des Mississippi erfahren. Anfangs nämlich war mein ganzes Streben dahin gerichtet, nur recht bald in die Heimath zurückzukehren, aber mit der Zeit

mäßigte sich diese Sehnsucht. Und daran war nichts Anderes Schuld als, Veronika, des Herrn van Huis liebliches Töchterlein, die unter meinen Augen zu einer blühenden Jungfrau emporwuchs. Nach der Ermordung der ältesten, galt sie den Eltern mehr, als alle ihre irdischen Schätze. Als ich mir aber ein Herz nahm und sie zur Frau begehrte, da legten sie ihre Hand in die meinige und machten keine Bedingungen, als die, daß ich meine Gattin nicht von den Ufern des Missis-sippi hinwegführe, sondern mit ihr und den Eltern im Vaterhause wohnen bleibe."

„Mit dem Heimwandern hatte es nun gute Wege, denn drei Dinge waren es, die mich zurück-hielten: das Versprechen, die Gattin und am Ende auch ein paar allerliebste Kinder, welche ihrer braven Mutter auf's Haar gleichen."

„Schon während meines Aufenthaltes in Spanien, hatte ich oft Briefe an die Meinigen in der Heimath gerichtet, aber nie eine Antwort erhalten. Auch spä-ter schrieb ich von Zeit zu Zeit, ohne glücklicher zu sein. Zuletzt machte ich mich deßhalb mit dem trau-rigen Gedanken vertraut, sie seien Alle gestorben, und ergab mich nach viel Leid und Kummer getrost in den Willen des Herrn."

„Vor einiger Zeit aber ergriff mich ein solches Weh, eine so heftige Sehnsucht nach den Meinigen, daß ich plötzlich abzehrte und wie ein Schatten um-herzog. Tag und Nacht hörte ich das Plätschern der Sieg, sah ich die Hütte meiner Eltern und hörte die Worte meiner Mutter: Fritz, ich sehe dich nie wieder! Das war das Heimweh, was ja die Deut-

schen in fremden Ländern besonders heftig ergreifen soll. Ich wehrte mich gegen die Krankheit wie ein Löwe, aber all mein Wehren trug mir nichts ein, als größeres Verlangen. Die amerikanischen Aerzte konnten der Sache nicht auf den Grund kommen, denn ihnen, deren Vaterland überall ist, wo es reichen Erwerb gibt, fehlte der Maaßstab für meine Krankheit; sie hielten sie einfach für ein Phantasie-Gebilde. Glücklicher Weise traf ich einen deutschen Doctor, der das Ding besser verstand und vor Jahren an demselben Uebel laborirt hatte."

„Wenn Sie alle Apotheken von New-Orleans verschlingen," sagte er, „so wird Ihnen das nicht im mindesten helfen. Sie müssen fort, Ihre Berge und Thäler noch einmal sehen. Die heimische Luft wird Ihre Wangen von Neuem färben. Für das baldige Zurückkehren wird Ihr eigenes Herz schon sorgen, denn, wo man Frau und Kinder zurückläßt, da zieht es einen hin, und wenn man im Paradiese wäre."

„Das war ein Spruch nach meinem Herzen! Ich mußte, ich wollte fort! Vergeblich war meines Weibes Fleh'n, meiner Kinder Weinen, meiner Schwiegereltern Bitten. Mit dem Versprechen, recht bald wieder zurückzukehren und Vater, Mutter und Schwestern mitzubringen, wenn sie noch lebten, reiste ich ab. Gott gab seinen Segen zur Reise; mit leichtem Herzen rückte ich der Heimath immer näher, aber welcher Schmerz durchzuckte mich, als ich in Köln erfuhr, daß meine Eltern längst gestorben seien. Die Mutter hatte wahr gesagt: Ich habe sie nie wieder gesehen! Zugleich erfuhr ich auch in Köln,

daß du, Jonas, meine Schwester heimgeholt habest und mit ihr zwar ein armes, aber glückliches Leben führest."

„Glücklich sind wir," sprach Jonas Steinbacher, „und du hast uns ja auch der Armuth überhoben" und dabei umarmte er den Schwager mit herzlicher Liebe. Meister Schall, der nun wohl merkte, daß es mit der Erzählung zu Ende sei, rückte die Mütze von einem Ohr auf das andere und sagte: „Für mein Leben hätte ich aber doch gerne gewußt, was aus dem Pedro, dem Schurken geworden?"

„Ah, ja," entgegnete Friedrich, „ich habe das vergessen, kann aber doch damit dienen, denn ich erfuhr es später von Juan."

„Von Juan?" fragte Schall etwas ungläubig. „Ja, von demselben Juan, der mir in Spanien das Leben gerettet. Von den spanischen Patrioten verfolgt, hatte er sich nach Amerika hinübergeschifft, um daselbst sein Glück zu versuchen. Gott fügte es, daß ich ihn fand, als es ihm recht schlecht ging. Meine alte Schuld abzumachen, setzte ich ihm zum Verwalter meiner sämmtlichen Plantagen. Und wahrlich, ich hätte keinen bessern finden können."

„Aber Pedro?" fragte Meister Schall.

„Nun das ist bald erzählt. Trotz Juan's Vorsicht war er hinter meine Flucht gekommen. In seinem unbegrenzten Hasse hatte er es sich nicht versagen können, mich zu verfolgen. Derselbe Sturm aber, welcher mir nach Noth und Drangsal endlich Glück und Wohlstand gab, brachte ihm den Tod. Sein Leib liegt im Meere, seiner Seele möge der Herr gnädig gewesen sein."

XXVIII.

Schluß.

Friedrich's Erzählung war zu Ende; die guten Landleute gingen mit allerlei Gedanken nach Hause. Meister Schall hatte jeden Abend seiner Frau Alles getreulich berichtet, was er von Friedrich gehört auch den Schluß theilte er ihr mit und sprach dann: „Was meinst du, Margaretha? In dem Lande, wo Grün sein Ueberfahrtsgeld verdiente, soll das Gold ordentlich aus der Erde wachsen, wie bei uns die Kieselsteine.“ Das hatte nun Grün keineswegs gesagt; aber was man gerne glaubt, hält man leicht für wahr. „Es wäre so übel nicht,“ meinte er, „wenn wir unser Armüthchen hier gut an den Mann brächten, und das Goldland aufsuchten. Was brauchen wir mit unsern Kindern noch länger zu hungern, wenn wir's über dem Meere besser haben können?“ Frau Margaretha fand den Vorschlag ihres Mannes so übel nicht, und als sie sich die Sache einmal zurecht gelegt hatte, da pressirte ihr es ordentlich, den Wanderstab zu ergreifen. Gleich am nächsten Tage theilte sie den Plan ihrer Nachbarin mit, und verfehlte nicht, das Goldland noch mit Eigenschaften auszustatten, die ihr besonders wünschenswerth schienen. Diese fand den Plan ebenfalls nicht dumm, und erzählte ihn mit einigen Verstärkungen wieder ihrer Nachbarinen, und so ging's fort.

In zwei Tagen war das halbe Dörfchen bereit, auszuwandern. Mit Schall an der Spitze, rückten sie eines Tages vor das Fischerhäuschen und thaten

Friedrich zu wissen, daß sie nach Mexico wandern wollten, um bei Don Franzesco Gold zu graben.

„Hätte ich doch nicht gedacht," sprach Friedrich, „daß meine Erzählung so viel Unheil anrichten würde. Bleibt im Lande, gute Freunde, und plagt Euch redlich! Ist mir das Glück günstig gewesen, so habe ich dafür durch eine harte Schule gehen müssen, und dennoch gelangte ich nur durch Zufall zu meinen Gütern."

Jonas Steinbacher schüttelte Meister Schall derb beim Kragen, indem er sprach: „Was ist dir in den Sinn gefahren, alter Narr! Dein Leben lang hast du gemauert, Mörtel an die Wände geworfen und Stuben geweißt; und jetzt, in deinen alten Tagen, willst du närrische Streiche machen? Ei, ei, Schall! Und wenn man nun den Meister Schall aus Allener bei Siegburg, sage Siegburg, so ein Bischen zum Sclaven machte, he! Und ihm zuweilen so 'ne Fünfzig auf die nackten Fußsohlen aufzählen ließ, he? Oder wenn der alte Geck auf der salzigen Fluth die Seekrankheit bekäme und hinstürbe wie 'ne welke Rübe, und Frau und Kinder zwischen Himmel und Wasser allein umher schwebten und sich nach dem schönen Siegthale zurücksehnten, wo das Brod freilich ein Bischen sauer, aber sicher ist? — Sieh, Schall, mein Schwager hat meiner Marie und mir genug zugeredet, aber wir haben's ausgeschlagen, obschon wir dort wie reiche Herren leben könnten, ohne Hand und Fuß zu rühren. Was dich angeht, so hast du nicht ein Hundertstel der Aussichten, die mir dort sicher blühen. Ich aber bleibe. Und du sollst

auch bleiben. Was würde auch am Ende aus meinen Häuschen hier, wenn der Schall drunten in Mexico säße und aus der tiefen Erde die Goldfüchse herauslockte? Wir müßten wahrhaftig den Winter erfrieren, Marie; denn ein Anderer als der heimathmüde Schall soll nun einmal nicht Hand an die Schabrake legen!" Der letzte Theil der Rede schmeichelte Schall nicht wenig, aber wankend machte es ihn doch nicht; dazu bedurfte es erst eines langen Zeitungsberichtes, wornach ein Schiff mit Auswanderern nahe am Ziele mit Mann und Maus zu Grunde gegangen war. In vierzehn Tagen war das ganze Project aufgegeben.

„Du hast Recht gehabt, Jonas," sagte Schall, als er einige Zeit nachher die Leiter an des Fischers Häuschen setzte und die morschen Lehmwände einstieß, um bessere an die Stelle zu bringen, — „das viele Gold in Mexico hatte mir den Kopf verdreht und der Margaretha auch; aber wir haben's schon weg, daß es nirgends besser ist, als hier."

Friedrich kehrte nach zwei Monaten in sein neues Heimathland zurück, nachdem er noch einen frischen Kranz um das Grab seiner Eltern geschlungen hatte. Mulai fand das deutsche Land, wo Jeder frei und froh ist, schöner als Amerika, aber er folgte dennoch seinem Freunde Friedrich, von dem er nimmer lassen wollte, bis der Tod seinem Leben ein Ziel setzte.

Inhalt.

